



# Sexuelle Kulturen – Sexuelle Bildung in Institutionen

pro familia Fachtagung

4. Mai 2013 in München





---

Impressum

**pro familia**  
Bundesverband

pro familia Bundesverband  
Stresemannallee 3  
60596 Frankfurt am Main

E-Mail: [info@profamilia.de](mailto:info@profamilia.de)  
[www.profamilia.de/Publikationen](http://www.profamilia.de/Publikationen)  
© 2013

Gefördert vom



## Sexuelle Kulturen – Sexuelle Bildung in Institutionen

pro familia Fachtagung

4. Mai 2013 in München

<b>Einführung</b>	Zum Thema ..... 4	4
	Einführung in das Tagungsthema durch die Bundesvorsitzende Prof. Dr. Daphne Hahn ..... 4	4
<b>Grußworte</b>	Grußwort der Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für die Belange von Menschen mit Behinderung, Irmgard Badura ..... 6	6
	Grußwort von MdB Jerzy Montag ..... 8	8
	<b>Vorträge</b>	
<b>Vortrag 1</b>	Uwe Sielert	
	Sexualkultur und sexuelle Bildung in Organisationen ..... 10	10
<b>Vortrag 2</b>	Antke Engel	
	Queersiversity und die Strategie der VerUneindeutigung. Sexuelle Vielfalt als Prinzip für die Arbeit in Institutionen ..... 19	19
	<b>Themengruppen: Theorie und Praxis der Umsetzung von sexueller Bildung/ Kultur in ausgewählten Institutionen</b>	
<b>Themen- gruppe 1</b>	Schule und sexualpädagogische Aufgaben	
	Input: Gregor Prüfer ..... 27	27
	Zusammenfassung der Diskussion in der Arbeitsgruppe ..... 28	28
<b>Themen- gruppe 2</b>	Sexualität in der Altenpflege – Erfahrungen aus der Praxis	
	Input: Andrea Wering ..... 29	29
	Sexualität – (K)ein Thema in der Altenpflege?	
	Input: Silke Wendland ..... 30	30
	Zusammenfassung der Diskussion in der Arbeitsgruppe ..... 32	32
<b>Themen- gruppe 3</b>	Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen	
	Input: Dr. Swantje Köbsell ..... 33	33
	Zusammenfassung der Diskussion in der Arbeitsgruppe ..... 35	35
<b>Themen- gruppe 4</b>	Beratungsstellen	
	Interkulturelle Öffnung und rassismuskritische Perspektiven – ein Spannungsfeld?! ..... 36	36
	Input: Astride Velho	
	Interkulturelle Arbeit bei Açilim e.V. – Präventive Arbeit mit Migrantenfamilien ..... 39	39
	Input: Serdar Yolcu	
<b>Resümee</b>	Sexuelle Selbstbestimmung in Institutionen fördern ..... 40	40
<b>Anhang</b>	Referentinnen und Referenten, TeilnehmerInnen der Abschlussdiskussion ..... 41	41
	Programm der Fachtagung ..... 42	42



## Zum Thema

Sexuelle Kulturen bilden sich in der Gesellschaft und deren Institutionen ab und werden von ihnen mitgeschaffen.

pro familia ist selbst eine Institution mit einer spezifischen Verbandskultur, fungiert aber auch als professioneller Multiplikator, um in andere Institutionen mit seinem Verständnis von Sexualität einzuwirken. pro familia unterstützt sexuelle Bildungsprozesse in Institutionen wie beispielsweise in Schulen, Kitas, Einrichtungen der Altenpflege, Pflege allgemein und Behindertenbetreuung.

- Wie agiert/interveniert pro familia in diesem Feld? (Capacity Building, Arbeit mit MultiplikatorInnen)?

- Existiert ein sexueller Bildungskanon in/für verschiedene/n Institutionen?
- Welchen sexuellen Bildungskanon empfiehlt pro familia auf der Grundlage von SRGR und mit welchen AkteurInnen wird er entwickelt?

pro familia hat das Ziel, eine sexualitätspositive Haltung in Institutionen zu fördern, Menschen als sexuelle Wesen anzuerkennen und Sexualität als wichtigen Bestandteil des menschlichen Lebens zu verstehen (IPPF: Framework for Comprehensive Sexuality Education). Die Tagung soll perspektivische Impulse dazu geben. ■

## Einführung in das Tagungsthema

*Daphne Hahn*

Sehr geehrte Frau Badura, sehr geehrter Herr Montag,  
liebe Annemarie Rufer,  
liebe pro familia Mitglieder,  
liebe Referentinnen und Referenten, liebe Gäste,

Ich begrüße Sie alle recht herzlich zur diesjährigen pro familia Fachtagung – die bis auf das letzte Jahr – wo wir unser 60. Jubiläum gefeiert haben – gemäß der Tradition des Verbandes der jährlichen Bundesdelegiertenversammlung vorausgeht. Ich freue mich, dass wir uns in diesem Jahr in München treffen und bedanke mich sehr für dessen Vorbereitung beim bayerischen Landesverband, der Bundesgeschäftsstelle sowie bei all jenen, die an der Vorbereitung beteiligt waren.

Wir haben uns für diese Fachtagung ein sehr anspruchsvolles Programm gegeben und wollen hier und heute sexuelle Kulturen und sexuelle Bildung in Institutionen gleichermaßen aus einer forschenden und aus einer handelnden Perspektive thematisieren. Für eines dieser Themen könnte man weit mehr als eine Fachtagung füllen und wir werden wohl viele Fragen am Ende dieses Tages nur ansatzweise beantwortet haben.

Der Umgang mit Sexualität ist in den vergangenen Jahrzehnten offener geworden, Handlungsfreiräume haben sich eröffnet – aber haben wir dadurch mehr Freiheiten gewonnen? Und wenn ja, welche Freiheiten haben wir gewonnen und was ist der Preis für diese Freiheiten? Mit der sexuellen Revolution gingen Erwartungen auf Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen einher, die erfüllt worden sind. Einerseits. Andererseits durchziehen neue normative Zwänge des Sexuellen unser Leben wie beispielsweise auf das Äußere bezogene sexualisierte Normierungen, um erotisches Kapital zu akkumulieren und die dazu führen sich den mächtigen medial inszenierten sexualisierten Bildern äußerlich anzunähern oder auch Gesundheitsnormen, in denen die Sexualität im Zusammenhang mit Risikofaktoren und bestmöglichen individuellen Kontrollstrategien verknüpft wird.

Wenn bei pro familia heute von Sexualitäten die Rede ist, dann liegt dem die Idee zugrunde, dass jeder Mensch eine eigene selbstbestimmte sexuelle Identität entwickeln, sich darin entfalten und Beziehungen frei wählen kann, soweit die Persönlichkeitsrechte anderer nicht dadurch beeinträchtigt werden. Sexuelle Selbstbe-

stimmung bezieht sich dabei auf die Demokratisierung sexueller Beziehungen und umfasst ein auf gegenseitige Befriedigung gerichtetes Erleben der beteiligten Personen.

pro familia bewegt sich heute in einem Spannungsverhältnis zwischen positiv verstandener Sexualität und sexueller Selbstbestimmung auf der einen Seite - die wir versuchen in der politischen wie in der Bildungs- und Beratungsarbeit zum Leben zu erwecken - und der Durchsetzung sexueller Normen auf der anderen Seite, wie wir sie beispielsweise durch eine an Gesundheits- und Kontrollgedanken orientierten Sexualitätspädagogik praktizieren. Sich in diesem Spannungsverhältnis zu bewegen ist Balancieren auf einem schmalen Grat. Ein positives Sexualitätsverständnis – wovon wir als Verband reden und das wir uns wünschen - ist nicht so einfach zu deklinieren. pro familia operiert mit einem Sexualitätsverständnis, in dessen Zentrum das Positive des Sexuellen steht. Wir verwenden in diesem Kontext den Begriff Sexualitätspositiv und müssen uns dabei aber vorsehen, dass wir damit nicht neue Normen des Sexuellen produzieren und implementieren, die als Zwang zur Lust verstanden werden.

Seit etwa 150 Jahren wird zu Sexualität geforscht. In der Auseinandersetzung mit dem Thema Sexualität hat der Verband in den vergangenen Jahrzehnten stets sehr von der Sexualforschung profitiert, einem Forschungsfeld, das selbst sehr stark hinterfragt wird. Institute standen und stehen zur Disposition, werden gleich ganz geschlossen oder zum Appendix anderer Fachrichtungen. Sozial- bzw. kulturwissenschaftlich orientierte Sexualwissenschaft wurde vorsichtshalber erst gar nicht universitär institutionalisiert und gedeiht im besten Fall an einzelnen Lehrstühlen und Fachgesellschaften.

Die Fragestellungen der Sexualforschung ranken sich um die individuelle sexuelle Entwicklung, sexuelle Verhaltensweisen, sexuelle Störungen, den sozialen Wandel sexueller Normen sowie veränderte gesellschaftliche Vorstellungen von Sexualität, ihrer Alltagspraxen oder die Vermittlung von Wissen. Sie wird als multidisziplinär bezeichnet; es befassen sich – mit unterschiedlicher Gewichtung – traditionell die Medizin, die Psychologie, Sozial- und Kultur- und Erziehungswissenschaften mit Fragen der Sexualität.

Was bedeutet es für unseren Verband, wenn wir uns in dem Spannungsverhältnis zwischen positiv verstandener Sexualität und sexueller Selbstbestimmung auf der einen und der (Re)Produktion sexueller Normen auf der anderen Seite bewegen? Welche Fragen ergeben sich aus diesem Verständnis und den damit einhergehenden Ambivalenzen für unsere Arbeit, für die wir Antworten benötigen? Welche ergeben sich für einen Verband, der

sich als größter Sexualitätsverband Deutschlands versteht? Welche Fragen ergeben sich aus unserer Arbeit in der Beratung von einzelnen Personen oder Paaren, welche für die Sexualpädagogik in Schulen, welche in anderen Institutionen wie Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen oder der Kranken- und Altenpflege und welche für unser gesellschaftspolitisches Engagement?

Umgekehrt sind Fragen, mit denen sich die Forschung aktuell beschäftigt, für die praktische Arbeit in Beratungsstellen von Belang beispielsweise wie sich veränderte sexuelle Kulturen auf Partnerschaften auswirken. Für die Sexualberatung von Menschen in partnerschaftlichen Beziehungen (in welchen Konstellationen auch immer) benötigen wir wirkungsvolle therapeutische Konzepte. Für junge Menschen, die lernen sollen, selbstbestimmte Entscheidungen bezogen auf ihre Sexualität zu treffen, benötigen wir Wissen über ihre sexuelle Entwicklung und auch darüber, wie solche Kompetenzen gut vermittelt werden können. Wir brauchen auch den Anschluss an sozial- und kulturwissenschaftliche Betrachtungen zum Wandel von Sexualität, um Sexualität biographisch, sozial und kulturell unter kritischer Perspektive zu verorten.

Die Themen, die uns heute im Zusammenhang Sexualität, Kulturen, sexueller Bildung und Sexualität in Institutionen interessieren umreißen ein breites Spektrum:

- Was ist damit gemeint, wenn von sexuellen Kulturen die Rede ist? Ist dieser Begriff - der ja irgendwas mit Pluralität zu tun hat - ein Ausdruck der unterschiedlichen Formen, in denen Sexualität stattfindet oder geht es hier um symbolische Darstellung der Anerkennung von Pluralität?
- Was verstehen wir unter sexueller Kultur? Existieren im Verband Begriffe von sexueller Kultur oder sexuellen Kulturen oder Sexualität bzw. Sexualitäten und was verstehen wir jeweils darunter?
- Welche sexuelle Bildung brauchen wir in Institutionen und wer soll gebildet werden? Welche Institutionen beziehen wir ein? Geht es - als traditionelles Feld von pro familia - um Lehrerinnen und Lehrer in Schulen oder um jene, die lernen oder doch um andere, die bisher nicht im Vordergrund unserer Betrachtungen standen wie stationäre Pflegeeinrichtungen und was soll dort wem beigebracht werden?

Einige dieser Fragen werden uns im Rahmen des diesjährigen Fachtages beschäftigen. Ich freue mich auf interessante Anstöße durch die Vorträge und konstruktive Diskussionen in den Workshops im Anschluss, wünsche uns allen eine anregenden pro familia Fachtagung 2013 und Ergebnisse, die wir in die Arbeit der pro familia aufnehmen können. ■



# Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für die Belange von Menschen mit Behinderung

*Irmgard Badura*

Sehr geehrte Frau Rufer,  
sehr geehrte Frau Prof. Hahn,  
sehr geehrter Herr Bundestagsabgeordneter Montag,  
liebe Referentinnen und Referenten,  
sehr geehrte Damen und Herren,

zunächst vielen Dank für die Einladung. Das zeigt mir, dass pro familia die Anliegen von uns Menschen mit Behinderung konsequent im Blick hat, ernstnimmt und mit aufnimmt. Darüber freue ich mich sehr.

Am heutigen Tag geht es um sexuelle Kulturen und sexuelle Bildung in Institutionen. Dort spiegeln sich auch immer gesellschaftliche Wandlungsprozesse wider. Denn diese kommen meist mit Verzögerung dort an.

In Bezug auf Menschen mit Behinderung gibt es immer noch ein großes Tabu, das gebrochen werden muss, wenn es um Sexualität geht. Gerade in Institutionen der Behindertenhilfe ist es für Menschen mit Behinderung besonders schwer, ihre Sexualität auszuleben. Sie stoßen vielfach an ganz unterschiedliche Grenzen.

Am deutlichsten wirkt sich bei behinderten Menschen eine organisatorisch/bauliche Grenze aus: Das bedeutet für mich beispielsweise in Wohneinrichtungen: fehlende Privatsphäre durch Mehrbettzimmer, keine absperrbaren Türen, ein Badezimmer, das von allen Bewohnern genutzt wird und vieles mehr.

Organisatorische Grenzen sind oft durch zu wenig Personal bedingt. Wer Hilfe beim Transfer von „A“ nach „B“, beim An- und Ausziehen oder bei ähnlichen Dingen braucht, ist auf Personal angewiesen. Bei Personalknappheit kann dies zum Problem werden.

Eine weitere Grenze ist der oft sehr stark durchstrukturierte Tagesablauf in den Institutionen der Behindertenhilfe. Die Strukturen der Einrichtungen und verschiedene

Verpflichtungen der Bewohner lassen teilweise wenig Raum für selbstbestimmt gestaltete Momente. Lassen Sie es mich sehr deutlich sagen: Ich glaube, die Menschen mit Behinderung haben keine Zeit für Sex!

Die persönlichen Einstellungen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und Einrichtungsleitungen sind leider auch oft immer noch eine Grenze, die zu überwinden ist. Seien es persönliche Scham, oder ein Bild von Menschen mit Behinderung, in dem Sexualität keinen Platz hat. Hinderlich ist all dies in jedem Fall.

Menschen mit Behinderung werden von der Gesellschaft im Allgemeinen und besonders von professionellen Mitarbeitern teilweise leider immer noch entweder als „schutzbedürftige asexuelle Wesen“, für die Sexualität keine Rolle spielt, oder aber – überspitzt formuliert – als „übersexualisierte Menschen“ die außer Kontrolle geraten können, gesehen. Die Wahrheit liegt mit Sicherheit irgendwo zwischen den beiden Extremen.

Grenzen können im Ausleben der Sexualität auch durch Religion und Glaube gesetzt sein. Viele Behinderteneinrichtungen stehen unter kirchlicher Trägerschaft. Vor allem dann, wenn die sexuelle Orientierung eine nicht-heterosexuelle ist, kann dies zu Problemen führen.

Warum ich Ihnen all dies so ausführlich schildere? Weil ich der festen Überzeugung bin, dass Bildung und insbesondere die Bewusstseinsbildung der Schlüssel dazu sind, all diese Probleme zu lösen.

Menschen mit Behinderung müssen umfassend über alle Aspekte von Sexualität aufgeklärt werden. Dazu gehört im Übrigen ausdrücklich auch das Thema Elternschaft. Unabhängig von der reinen Aufklärung und Sachinformation sollte Ihnen vermittelt werden, dass sie grundsätzlich lebens- und begehrenswert sind und dass sie jederzeit mit Respekt und Würde behandelt werden.

Respekt sollten die betroffenen Menschen natürlich auch selbst ihren Mitmenschen entgegenbringen.

Abgesehen davon sollten sich alle Bildungsmaßnahmen am Bedarf und an den Wünschen der Betroffenen orientieren, zugänglich und auch nützlich für sie sein. Die Behinderung ist zu berücksichtigen. Das bedeutet, dass wir beispielsweise Informationsmaterial in Brailleschrift oder Gebärdensprache brauchen, dass die Situation von Menschen mit Körperbehinderung berücksichtigt werden muss usw.

Mit einer Broschüre in Leichter Sprache hat der Landesverband Bayern von pro familia einen ersten Schritt für Menschen mit Lernschwierigkeiten getan. Das kann aber nur ein Anfang sein. Einrichtungen müssen sich dem Thema annehmen. Wenn sie ihren Bildungsauftrag nicht selbst wahrnehmen wollen oder können, brauchen sie Hilfe von außen, durch Beratungsstellen oder andere Experten. Auch diese müssen für diese Aufgabe gut aufgestellt sein und selbst „dazu lernen wollen.“

Überall muss sich die Erkenntnis durchsetzen, dass Menschen mit Behinderung ein Recht auf ein selbstbestimmtes Leben haben. Auch wenn die UN-Behindertenrechtskonvention zum Thema Sexualität nichts Konkretes festlegt, so gilt sie doch in allen Lebensbereichen. Dieses „alle“ schließt Sexualität meiner Meinung nach mit ein.

Damit sich etwas ändert, sind wieder alle gefragt: Die Einrichtungen und Institutionen, die ihre Strukturen überdenken, die Verantwortlichen in Ausbildung und Lehre, die das, was sie den zukünftigen Mitarbeitern in den Institutionen mit auf den Weg geben, genau prüfen sollten, unsere Medien, die die Aufgabe haben, Sexualität von Menschen mit Behinderung positiv und mit der nötigen Wertschätzung in unsere Köpfe zu transportieren. Nicht zuletzt wir Menschen mit Behinderung selber sind aufgerufen, unsere Rechte in diesem Lebensbereich deutlich einzufordern.

Ich denke, all das braucht Mut, ist aber nötig: Damit die Barrieren in den Köpfen fallen können und einem freien Umgang mit Sexualität auch für uns Menschen mit Behinderung Platz machen.

Vielen Dank!



### Irmgard Badura

ist die Beauftragte der Bayrischen Staatsregierung für die Belange von Menschen mit Behinderung. An der Fern Universität Hagen absolvierte sie 2009 ihr Bachelorstudium „Politik- und Verwaltungswissenschaften“. Seit 2006 ist sie Leiterin der Koordinationsstelle „Leben mit Sehbehinderung“ beim Dachverband Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e.V.





# Der rechtspolitische Sprecher der Bundestagsfraktion von Bündnis 90/DIE GRÜNEN

*Jerzy Montag*

Sehr geehrte Frau Prof. Hahn, sehr geehrte Frau Rufer, sehr geehrte Frau Badura, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde,

ich erlaube mir diese Anrede, da ich schon einige langjährige Bekannte und Freunde entdeckt habe.

pro familia hat vor genau einem Jahr am 5. Mai 2012 ihren 60. Geburtstag in Berlin gefeiert. Das Motto war Programm: Se(chs)x Dekaden mit Höhepunkten – ich komme gleich darauf zurück. Dabei hat sich der Verein „Deutsche Gesellschaft für Ehe und Familie“, der sich später umbenannte in die „Deutsche Gesellschaft für Familienplanung, Sexualpädagogik und Sexualberatung“ – und den alle in Deutschland als „pro familia“ kennen – am 23.12.1952 in Kassel gegründet. Die Feier letztes Jahr in Berlin war also ein vorzeitiger Höhepunkt – was aber kein schlechtes Omen für pro familia sein muss – im Gegenteil. Denn mit vorzeitigen Höhenpunkten umzugehen, ist Teil ihres Geschäfts.

Eigentlich ist deshalb ihre heutige Veranstaltung über sexuelle Kulturen und über sexuelle Bildung auch eine Feierstunde ihres 60-jährigen Bestehens. Weshalb ich mich sehr für meine Einladung bedanke und Ihnen alles Gute zum Geburtstag und weitere Höhepunkte in der Zukunft wünsche.

Meine Damen und Herren, ich bitte Sie um Nachsicht, aber für mich war pro familia früher als ich noch jünger war der Ort, „wo man den Schein bekommt“. Und so verkürzt – so unzulässig verkürzt damit Ihr Wirken auch umschrieben ist – für viele Menschen, vor allem Frauen, aber auch Männer, vor allem junge Frauen, aber auch schon länger Verheiratete und Lebenserfahrene – ist pro familia die letzte Hilfe in größter Not, oder aber: das beste und fairste Beratungsangebot in Deutschland – und das ist nicht wenig.

Ich, meine Damen und Herren, war immer und bin bis heute für die ersatzlose Streichung des § 218 aus dem Strafgesetzbuch. Ich leugne nicht den Widerstreit höchster Werte – da die staatliche Pflicht zum Lebensschutz

– dort die staatliche Pflicht zur Achtung menschlicher Selbstbestimmung. Aber ich war und bleibe bei meiner Auffassung, dass der Staat diesen Widerstreit nicht mit dem Strafrecht lösen sollte – nicht mit einem Instrument, mit dem das höchst mögliche moralisch-ethische Unwerturteil über Menschen ausgesprochen wird.

Die Lösung, mit der wir jetzt schon lange leben, ist halb-scharig: straflose Rechtswidrigkeit. Und der Weg dahin führt über die Brücke der Pflicht- für manche Zwangsberatung. Solange wir aber die Rechtslage haben wie sie nun mal ist, ist pro familia unverzichtbar. Hier bei Ihnen werden die betroffenen Frauen nicht subtil bedrängt und agitiert, sondern mit der so wichtigen Empathie für ihre Nöte beraten – und auch diejenigen, die schon entschlossen sind und – eigentlich keine Beratung brauchen und wollen, werden bei pro familia nicht abgewiesen und nicht bevormundet.

Aber es völlig richtig – pro familia nur auf die Schwangerschaftsberatung zu beschränken und nur als Durchgangsstation zur Abtreibung zu reduzieren – wäre ein schwerer Fehler. Wer sich nur das Angebot der Münchner Beratungsstellen anschaut, dem eröffnet sich die ganze Breite ihres Arbeit:

- Partnerschaft und Sexualität
- Trennung und Scheidung
- Unerfüllte und erfüllbare Kinderwünsche
- Schwangerschaft und Geburt
- Frauen und Gesundheit
- Eltern und Kinder
- Sexualpädagogik – besonders in den Grundschulen

und mit dem neuen Recht der gemeinsamen Sorge unverheirateter biologischer Eltern, welches ab Mitte Mai gelten wird, kommt sicher viel weitere Beratungs- und viel Schlichtungsarbeit auf Sie zu! Ich kann und will hier nicht alles aufzählen – dies und viel mehr decken Sie mit über 180 Beratungsstellen in ganz Deutschland ab.



Meine Damen und Herren, pro familia ist heute ein nicht wegzudenkender Teil der deutschen Zivilgesellschaft. Sie sind staatsfern, parteienneutral, und religionsungebunden. Aber Sie sind nicht wertfrei. Sie nehmen die Menschen als Subjekte an – fähig zu eigenverantwortlichen und selbstbestimmten Entscheidungen. Befähigung ist ihnen wichtiger als Fürsorge, Selbstbestimmung ist das Ziel Ihrer Arbeit mit den Menschen. Dabei umfassen die Themen Familienplanung, Beziehungsprobleme, Kinderwunsch und Schwangerschaft, Erziehungsfragen, persönliche Krisen und das Begreifen und Erleben von Sexualität – ja nicht das ganze menschliche Leben, aber einen gewaltigen Teil davon.

So sehr ich der Bundesjustizministerin Leutheusser-Schnarrenberger zustimme, die ihnen im 59. Jahr Ihres Bestehens zum 60. Geburtstag schrieb: „Mit welchen Partnern Menschen ihr Leben gestalten möchten und wie sie ihre Sexualität ausleben, sind individuelle Entscheidungen, die nur den Betroffenen selbst etwas angehen und mit denen sich weder die Politik noch die Mehrheitsgesellschaft zu beschäftigen hat“, so sehr ist es richtig, dass pro familia keine unpolitische Sozialeinrichtung ist.

Ich will noch einmal die Ministerin zitieren: „pro familia hat sich in den letzten sechs Jahrzehnten in jede wichtige familienpolitische und gesellschaftliche Gleichstellungsdebatte eingebracht und gleichzeitig nie vergessen, dass Menschen soziale Beratung und Hilfe brauchen und keine moralisierende Bevormundung. Die Tatsache, dass Frauen heute selbstbestimmt über ihren Körper entscheiden können und gleichgeschlechtliche Beziehungen gesellschaftlich akzeptiert und rechtlich weitestgehend gleichgestellt sind, verdanken die Betroffenen auch dem leidenschaftlichen Einsatz von pro familia.“

Meine Damen Herren, als Rechtspolitiker, der ihre Grundüberzeugung von der Selbstbestimmung der Menschen teilt, wünsche ich mir, dass sich pro familia auch in Zukunft laut und mit überzeugenden Argumenten in die gesellschaftliche Debatte einbringt.

Heute geht es um die völlige rechtliche Gleichstellung aller Verantwortung tragender Beziehungen. Es geht um Regelungen für die soziale Elternschaft, die mit den Regenbogen- und Patchworkfamilien immer wichtiger werden. Es geht auch in Zukunft um das Recht, keine Kinder zu bekommen, wie auch um das Recht auf Kinder.

Der Schutz von Kindern und Jugendlichen – aber auch alter Menschen und Behinderter – gegen sexuellen Missbrauch, also vor sexualisierter Vormacht und sexualisierter Gewalt muss konsequent umgesetzt werden. Wir haben dazu die richtigen Gesetze, aber nicht genug Personal und Fachwissen an den wichtigen Stellen.

Aber wir dürfen dabei sexuelle Erfahrungen und Entwicklungen gerade von Kindern und Jugendlichen nicht tabuisieren. Prüderie und Verklemmtheit schützt die Schutzbedürftigen nicht, sondern bringt sie um notwendige und wunderbare Erfahrungen ihrer Sexualität.

Vor uns liegen weitreichende Entscheidungen über das, was Reproduktionsmedizin in Zukunft darf und was nicht. Mit der Regelung der PID, an deren Zustandekommen im Bundestag ich beteiligt war, ist nur ein erster Schritt getan.

Ich bin sicher, dass pro familia sich in diese Debatten einbringen wird. Die Politik ist gut beraten, auf Ihren Sachverstand und Ihr leidenschaftliches Engagement zu hören.

Ihrer heutigen Fachtagung: „Sexuelle Kulturen – Sexuelle Bildung in Institutionen“ wünsche ich einen erfolgreichen Verlauf. Die Themen sind wichtig und höchst aktuell. Speisen Sie die gewonnenen Erkenntnisse recht bald in den öffentlichen Diskurs über diese Themen ein.

Ich bedanke mich für die Einladung und für die Gelegenheit, zu Ihnen sprechen zu dürfen. ■

### Jerzy Montag

ist der rechtspolitische Sprecher der Bundestagsfraktion von Bündnis 90/DIE GRÜNEN. In Heidelberg und München hat er Soziologie und Jura studiert und daraufhin einige Jahre als Rechtsanwalt und Strafverteidiger gearbeitet. Seit 1984 ist er Mitglied der GRÜNEN und in der Partei in vielen Funktionen engagiert. Von 1998 bis 2002 war er Landesvorsitzender der bayerischen Grünen und seit Oktober 2002 ist er Mitglied des Deutschen Bundestages.



# Sexualkultur und sexuelle Bildung in Organisationen

Uwe Sielert

## Abstract

**In allen sozialen Gebilden, in denen Menschen mit ihren Körpern, Emotionen, Kognitionen, Interessen und Bedürfnissen interagieren, entstehen unweigerlich Sexualkulturen, die verstanden und gestaltet werden können. Ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Makro- und Mikrosozialen bildet die organisationale Konstruktion des Sexuellen, die gegenwärtig fast nur unter dem Aspekt der Identifikation toxischer Strukturen für sexuelle Übergriffe beleuchtet wird. Dabei könnte die Wahrnehmung und Aktivierung der lustvollen und produktiven Seiten institutioneller Sexualkultur sowohl gewaltpräventiv wirken als auch die Entwicklung einer gesamtgesellschaftlichen „ars erotica“ befördern. Dass dazu sexuelle Bildung wesentliches beitragen kann, wird im Vortrag besonders hervorgehoben.**

Der ursprünglich im Programm der Tagung angekündigte Untertitel des Vortrags hieß: „Sexualkultur und sexuelle Bildung in Institutionen“. Das Thema ist neu, wenig erforscht, auch mit begrifflichen Verwirrungen behaftet. Während der Vorbereitung kristallisierte sich der Begriff der Organisation als treffender heraus als jener der Institution. Die auf Gefühl und Sinn bezogenen Sexualkultur lässt sich besser mit dem zweckrational-strukturellen Begriff der Organisation kontrastieren als mit jenem der Institution, mit dem eher die Vermittlung von Werten und Identitäten zwischen Subjekt und Gesellschaft gemeint ist.

## Entdeckung der Sexualkultur im Missbrauchsdiskurs

Sexualität und Sexualkultur sind im Zusammenhang des Organisationsbegriffs – vor allem, wenn es sich um pädagogische Einrichtungen handelt – keine dominant positiv besetzten Begriffe. Keine PISA-Studie misst sexuelle Kompetenzen von Schülerinnen und Schülern oder Lehrkörpern. Dennoch sind alle Organisationen Orte inti-

mer Kommunikation mit Gefühls- und Beziehungsnetzen, in denen Anerkennung und Ablehnung, Hoffnung, Freude, Liebe, auch Leidenschaft wie auch Eifersucht, Misstrauen, Hass zirkulieren – alles wenig thematisiert, erst Recht nicht Gegenstand von Organisationsentwicklung. Erst im Zusammenhang mit heftigen Störungen der Nicht-Thematisierung wird offenbar: Es gibt systemische (gesellschaftliche und organisationale) Strukturen, die sexuellen Missbrauch eher ermöglichen als andere: Über- und unterstrukturierte Organisationen, fehlende Partizipation, fehlende Beschwerderegeln, überfordernde Arbeitssituationen, mangelndes Personalmanagement, missbrauchsförderliche Ideologien.

Die aktuellen Maßnahmen beschränken sich in pädagogischen Einrichtungen gern auf solche zur Gewaltverhinderung (Führungszeugnisse, Ethikrichtlinien, Beschwerdestellen, Ablaufpläne bei Verdachtsäußerungen ...). Transparenz, Partizipation, Wachsamkeit, Kontrolle sind Leitwerte, Sexualität wird kaum thematisiert oder auf eine spezifische Form der „sexual correctness“ reduziert. Dabei ist plausibel, leider empirisch aber noch zu wenig erforscht, dass wirksame Prävention von der Sexualkultur einer Einrichtung abhängig ist. Dazu gehören Konzepte zur Sexualerziehung, die Einübung einer menschenfreundlichen Fehlerkultur bei kritisch-solidarischen Beziehungen, verbunden mit einer positiven und offenen Sprachkultur sowie praktisch wirksamen Vielfaltstoleranz. Auch die betriebswirtschaftliche und organisationspsychologische Forschung und Literatur ist auf das Misslingen konzentriert, auf Sexismus und sexuelle Belästigung. Unternehmen propagieren nach amerikanischem Vorbild Desexualisierungsstrategien („No Fuck in the Factory“) (vgl. Rastetter 1994: 194).

## Begriffliche Bestimmungen

Als empirischer Begriff umfasst Sexualkultur die sich unvermeidbar im Spiel von Interessen und Machtkonstellationen etablierenden Werte und Regelsysteme, Symbole und Rituale, Kognitionen und Gefühlsmuster sowie Phantasien, Beziehungen sowie reales Sexualver-

halten und alle Kommunikationsmedien, die sich mittelbar oder unmittelbar auf die verschiedenen Facetten des Sexuellen beziehen. Selten ist das gesamte Territorium der Sexualkultur oder einzelner Teilkulturen einer Organisation bewusst zugänglich. Meist existiert im „Bauch der Organisation“ ein Schattensystem als „die Gesamtheit eines Netzwerks von unterschwelligem Beziehungen, das zu den primären Aufgaben einer Organisation in einem bislang noch ungeklärten Verhältnis steht“ (Becker 1998: 98). So gehören auch Teile der Sexualkultur zum „Charakter“ einer Organisation, den sie auch über lange Zeiträume bei fluktuierendem Personal aufrechterhalten kann. Die Schattensysteme der Internate, in denen sexueller Missbrauch offenbar wurde, sind gute Beispiele dafür, wie bestimmte nicht öffentliche Stile und Haltungen, Denkgewohnheiten, Attitüden und Ideologien tradiert, immer wieder neu hergestellt, erworben und kultiviert werden (Kappeler 2011: 105 – 231).

Damit ist nicht gleichzeitig ausgesagt, dass das Schattensystem einer Organisation ausschließlich die „Leichen im Keller“ verbirgt, also nur die unangenehmen und tunlichst tabuisierten Phänomene der Sexualkultur beherbergt. Auch innovative, sich neu entwickelnde Wissensbestände, Werte und Interaktionen gedeihen zunächst im Verborgenen und gehören damit zum notwendigen Kreativpotential einer Organisation, die sich als lernende begreift und auf verändernde Umweltbedingungen reagiert.

Von Sexualkultur als eines bewussten Gestaltungsprozesses soll die Rede sein, wenn auf die Bedeutung von Sexualität im menschlichen Interaktionsgeschehen hingewiesen und die Notwendigkeit begründet wird, an ihrer Kultivierung bildend zu arbeiten durch Sexualpolitik, Organisationsentwicklung und sexuelle Bildung der Mitglieder, aber auch durch teilkulturelle Innovationsprozesse intimer Netzwerke im Sinne einer von innen heraus lernenden Organisation. Sexualität meint in allgemeinem Sinn mehr als gemeinhin unter „Sex“ verstanden wird. Sie beinhaltet zwar im Kern die körperliche Intimität, als „eine Bedingung der Möglichkeit der Menschwerdung. Sie variiert als wesentliche Quelle der Individuation Nähe und Distanz aus und jene Gefühle, ohne die Liebe unmöglich ist: Wohllust und Wollust, Vertrauen in sich selbst und in andere“ (Sigusch 2010:1).

Sexualität wird aber wie viele andere Aspekte des Lebens zu einem komplexeren Geschehen gestaltet und kultiviert. Sie umfasst damit die je individuellen sexuellen Identitäten, Orientierungen, Sinnlichkeiten und Sensibilitäten, aber auch interpersonale Intimität als Sphäre der Vertrautheit und wechselseitigen sozialen Durchdringung.

## Alle Organisationen leben von der Energie ihrer Mitarbeitenden

Organisationen leben wesentlich von den in ihnen ablaufenden intimen Kommunikationen. Sie sind nicht nur die Basis der Informationskultur und abstrakter Arbeitsprozesse, sondern stellen gleichzeitig die Energie zur Verfügung, ohne die keine Organisation auskommt. Organisationen bestehen in der Wiederholung und in der voraussagbaren Regelmäßigkeit. Jedes Geschehen, jede Ereigniskette von Wiederholungscharakter braucht aber immer wieder das Substrat von Energie und Materie.

Mechanismen der Verhaltenswiederholung in organisierten Mustern müssen „von etwas leben“. Da sie jedoch nicht „sui generis“ Energie haben, nutzen sie die in ihnen lebenden und arbeitenden Menschen als Energieträger. Durch möglichst vollständige Rollenübernahme und Identifikation mit dem Organisationszweck werden die Mitglieder veranlasst, Kraft und Energie für den Erhalt des Systems abzugeben. Der Einzelne als Energieträger muss sich sui generis – weil ein wichtiger Teil seiner Bedürfnisse ausschließlich in der institutionellen Wirklichkeit befriedigt werden kann – zur Verfügung stellen, denn er braucht ja die Institutionen: das Kind die Familie, der Schüler die Schule, der Erwachsene den Betrieb. Die Institution muss also alles tun, um die Individuen zu verführen, sich zur Verfügung zu stellen, das heißt auch, sie muss auf Bedürfnisse und Wünsche des Einzelnen nach Sicherheit, die Sehnsucht nach Anerkannt- und Gebrauchtwerden eingehen. Institutionen brauchen das energetische Potenzial der Sexualkultur, insbesondere der sie tragenden intimen Beziehungen und stellen ihrerseits Zeit, Raum und Ressourcen zur Verfügung, in denen sie entstehen und sich entwickeln können.

Die primären Akte individueller Lusterfahrung und der Beziehungen, die durch Gefühle wie Freude, Vertrauen, Liebe, Erotik, also Sexualität im weitesten Sinne gekennzeichnet sind, werden von den Individuen als Quellen der Kraft erlebt. Im organisierten Handeln werden sie in den „Energieaufbau“ der Institution überführt und selektiv genutzt. Darüber hinausgehende, dem primären Organisationszweck nicht zuzuordnende Teile der Sexual- und Intimitätskultur werden ignoriert oder – soweit sie die Verfahrensabläufe stören – bekämpft. Mit Gefühlen, spontanen Interaktionen, dem bejahenden Dasein der Liebe und selbst der helfenden Aktivität kann das funktionale System nicht viel anfangen. Das Einfachste ist deshalb, diesen „individuellen Nonsens“ für die technisch reduzierte Zivilisation wegzulassen. Doch nicht dauernd und nicht restlos!





## Sexualitätskonzepte und Facetten der Sexualkultur

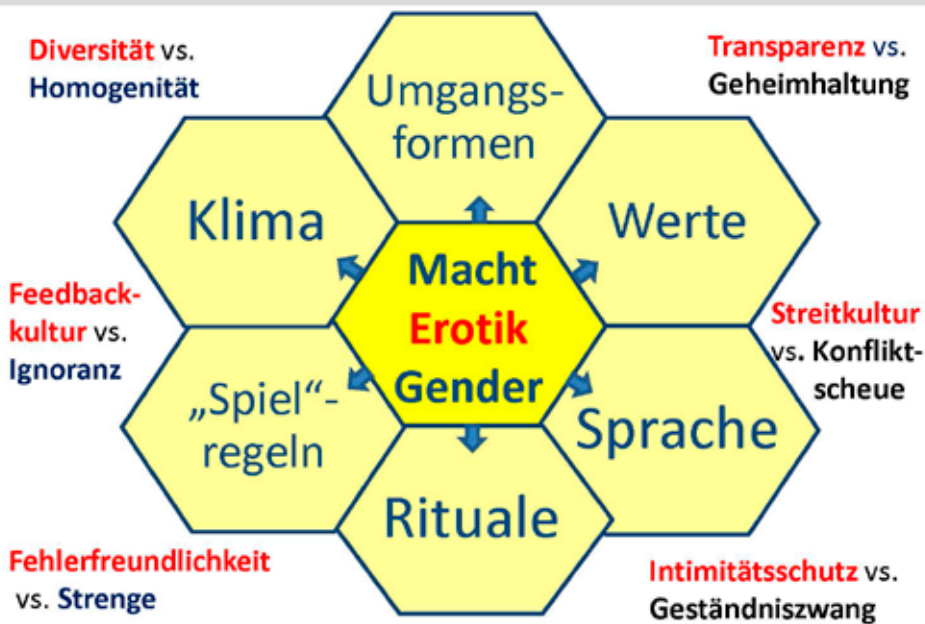
Entscheidend für unser Thema ist das Verständnis von Sexualität. Die lange Tradition der Funktionsverengung auf Fortpflanzung und Unterdrückung der Lustfunktion hat unseren Begriff von Sexualität, auf Sex und das Schmutzige, Verbotene verengt. Das Triebkonzept dominiert noch heute als subjektive Sexualitätstheorie, während sich in der erlebten Realität und in der Sexualwissenschaft das Ressourcenkonzept durchgesetzt hat.

Beim Triebverständnis bleibt nicht viel Raum für unterschiedliche Ausdrucksformen, Quellen und Sinnfunktionen der Sexualität. Sehr fruchtbar für die Entschlüsselung einzelner Segmente der Sexualkultur ist

Im Zentrum der Sexualkultur geht es um Geschlechterverhältnisse, Sexualität/Erotik und Macht. Die jeweilige Ausprägung dieser „Grundsubstanzen“ und ihr Ineinanderverwirken repräsentieren sich

- im Wertesystem, nicht so sehr in der Programmatik, sondern eher in der „gelebten Ethik“,
- in den alltäglichen Interaktionen, den Umgangsformen,
- im System der offiziellen und inoffiziellen Sprache.
- in den eingespielten und selten hinterfragten Ritualen und Spielregeln,
- im Gesamt des Organisationsklimas einschließlich diverser Subsysteme mit ihren besonderen klimatischen Besonderheiten.

## Facetten der Sexualkultur



Zur genaueren Erfassung der Sexualkultur lässt sich die Situation einer Organisation in einem polaren Kräftefeld operationalisieren auf den Dimensionen

- Diversität versus Homogenität,
- Transparenz versus Geheimhaltung,
- positive Streitkultur versus Konfliktscheue,
- Intimitätsschutz versus Geständniszwang
- Fehlerfreundlichkeit versus Strenge,
- Feedbackkultur versus Ignoranz.

die Frage nach dem, was nichtsexuell am Sexuellen ist. Klassisch ist die Intention, sich durch sexuelle Aktivitäten Karrierevorteile zu verschaffen. Es kann aber auch Anerkennung gemeint sein, die nicht aufgrund von Leistungen gegeben wird, sondern die sich jemand durch erotisches Auftreten zu besorgen versucht. Und umgekehrt: Der Genussarbeitende, bei dem bzw. der ohnehin die Arbeit rund um die Uhr dominiert, werden durch die Arbeit auch intime Anerkennungsfragen oder emotionale Sensationen eigener Attraktivität befriedigt; und die Arbeit ist auch ein Partnerschaftsterritorium.

Nach allem, was aus der Praxis bekannt ist, ist sexuelle Gewalt vom alltäglichen Sexismus über die sexuelle Belästigung unter Kindern und Jugendlichen bis zum sexuellen Missbrauch von Schutzbefohlenen durch pädagogisches Personal unwahrscheinlicher, wenn

- die vielfältigen Facetten des Sexuellen als Teil jeder Kommunikation und auch von Organisationskulturen wahrgenommen und bewusst gemacht werden können,

- Sexualität als komplexes Kommunikationsmedium und Ressource verstanden wird, nicht enggeführt auf Triebverhalten,
- das Recht auf Sexualität und Intimität gewahrt und instrumentalisierende wie gewalttätiges Verhalten geächtet werden,
- verschiedene sexuelle Identitäten, Lebensstile sowie Geschlechterdemokratie anerkannt und ernst genommen werden,
- potentielle Konflikte zwischen privaten und organisationalen Interessen nicht nur als Störung, sondern als Innovationsquelle für Organisationslernen verstanden werden,
- intime Kommunikation als – von den Betroffenen selbstbestimmte – Produktivkraft erlebt wird.

### Sexualkultur im Binnen- und Außenverhältnis einer Organisation: Systemische Zusammenhänge

Institutionen und Organisationen haben ein mikrosoziales Binnenleben und stehen in einem makrosozialen gesellschaftlichen Kontext gleichzeitig im Austausch mit anderen Systemen. Im Binnenverhältnis existieren sie von den Energien, Beziehungen, Kompetenzen und Interessen ihrer Mitglieder, von der Bereitschaft, einen Teil, in „greedy organizations“ (Coser 1974) schlimmstenfalls alles in den Dienst des Institutionszwecks zu stellen. Vor allem pädagogische Organisationen brauchen zur Erfüllung ihres Zwecks die Motivation, Kreativität und Innovationsbereitschaft, wie auch die synergetisch wirkenden, lebendigen Interaktionen der in ihnen tätigen Personen. Viele dieser energetischen Kräfte sind Teil der Sexualkultur und können in diesem Zusammenhang modifiziert werden. Zur Sexualkultur gehören blockierende Prozesse der emotionalen Kälte, Konkurrenz und Eifersucht, des Sexismus und der sexuellen Belästigung, der sexuellen Grenzüberschreitungen ebenso wie die wechselseitige interpersonale Intimität, die Lust an der gemeinsamen Arbeit mit dem Ergebnis eines Workflow, der durch positive Identifikationen im Team, gemeinsam genossene Erfolge und Esprit gespeist wird.

Institutionen und Organisationen stehen zugleich im Austausch mit ihrer Umgebung in Zusammenarbeit oder Konkurrenz mit anderen Systemen und sind abhängig vom sich wandelnden gesellschaftlichen Rahmen. In einem gesamtgesellschaftlichen Klima der Kapitalisierung aller menschlichen Vermögen, also auch von Sexualität und Intimität als subjektive Quellen des Kraftgewinns stehen die Subsysteme in der Gefahr, sich auch in diese Richtung zu programmieren. Die

Träger einer von Freude, Genuss und Spiel getragenen intrinsischen Motivation werden dann ihres Eigensinns enteignet und der nicht zielführenden energetischen Überschüsse beraubt. In einer solchen hegemonialen Sexualkultur wird sich nur schwer eine „ars erotica“ entwickeln, die in beruflichen Organisationskontexten lustvolles und wechselseitig energiespendendes Arbeiten ermöglicht.

Um nicht machtblind rein betriebswirtschaftlich-funktionale Gelingensbedingungen für eine domestizierte Sexualkultur in Organisationen zu formulieren, muss die kritische Analyse makro- und mikrosozialer Wirkfaktoren mitbedacht werden. Die sind jedoch trotz jeweils dominanter hegemonialer Einflüsse nicht widerspruchsfrei und je nach Organisationszweck mehr oder weniger wirksam. So hat die partielle Freisetzung der Wollust und Wohllust aus einem starren Triebgeschehen und aus intimen Dauerbeziehungen zwar deren isolierte Vermarktung ermöglicht, andererseits aber auch zu einer frei flottierenden Ressource werden lassen, die eigensinnig mit allem und allen amalgamiert werden kann.

Im Erziehungs- und Bildungswesen können ohnehin nicht alle persönlichen Beziehungen funktional ökonomisiert werden, weil sich immer lebendige Menschen mit sehr vielseitigen Bedürfnissen und Entfaltungsinteressen aufeinander einlassen und ohne diese zumindest zeitweise ganzheitlichen Begegnungen keine Persönlichkeitsentwicklung möglich ist. Auch Wirtschaftsorganisationen müssen sich – zumindest in wichtigen Bereichen – auf das Wagnis der zugestandenen Selbstverwirklichung ihrer Angehörigen einlassen, um nicht jedes Kreativpotential im Keim zu ersticken. Dass dabei die perfidesten Strategien der Selbstausbeutung des „Genussarbeiters“ eingesetzt werden, um letztlich doch einen maximalen ökonomischen Mehrwert zu erwirtschaften, ist zu erwarten. Andererseits wächst auch die Chance der partiellen Abkoppelung dichter und ganzheitlich erlebter Intimität und Solidarität von den rein funktionalen Organisationszwecken, so dass die Sexualkultur eines Systems stilbildend für angrenzende Systeme, auch für die Sozialkultur der makrosozialen Umwelt werden kann. Wenn Organisationen eine Schaltstelle zwischen den sozialen Beziehungen einzelner und den umgreifenden Systemkontexten sind, ist die Möglichkeit plausibel, sie nicht nur für Geschlechtergerechtigkeit, sondern ebenso für die Humanisierung von Sexualkultur zu nutzen.







## Vom Licht- und Schattensystem der Sexualkultur in Organisationen

Selten ist das gesamte Territorium der Sexualkultur oder einzelner Teilkulturen einer Organisation bewusst zugänglich. Meist existiert im „Bauch der Organisation“ ein Schattensystem als „die Gesamtheit eines Netzwerks von unterschwelligem Beziehungen, das zu den primären Aufgaben einer Organisation in einem bislang noch ungeklärten Verhältnis steht“ (Becker 1998: 98). So gehören auch Teile der Sexualkultur zum „Charakter“ einer Organisation, den sie auch über lange Zeiträume bei fluktuierendem Personal aufrechterhalten kann.

Die Schattensysteme der Internate, in denen sexueller Missbrauch offenbar wurde, sind gute Beispiele dafür, wie bestimmte nicht öffentliche Stile und Haltungen, Denkgewohnheiten, Attitüden und Ideologien tradiert, immer wieder neu hergestellt, erworben und kultiviert werden (Kappeler 2011: 105 – 231). Damit ist nicht gleichzeitig ausgesagt, dass das Schattensystem einer Organisation ausschließlich die „Leichen im Keller“ verbirgt, also nur die unangenehmen und tunlichst tabuisierten Phänomene der Sexualkultur beherbergt. Auch innovative, sich neu entwickelnde Wissensbestände, Werte und Interaktionen gedeihen zunächst im Verborgenen und gehören damit zum notwendigen Kreativpotential einer Organisation, die sich als lernende begreift und auf verändernde Umweltbedingungen reagiert.

## Ambivalente Wirkungen intimer Kommunikation angesichts der Sachzwänge von Organisationen

Organisationen im Arbeitsleben dienen selbstverständlich nicht in erster Linie der persönlichen Befriedigung narzisstischer Lust und kommunikativer Intimitäts-erlebnisse. Sie haben eine gezielte Funktion und müssen ihre Aufgaben produktiv, oft in Konkurrenz zu anderen und mit beschränkten Ressourcen umsetzen. Für die Mitglieder bedeutet das auch, zeitweilig von sich selbst abzusehen, die gemeinsame Energie zu bündeln und auf den Organisationszweck zu richten: selbstvergessen, konzentriert, zielstrebig, mit sich ergänzenden Kompetenzen und klaren Rückmeldungen.

Die Managementliteratur enthält einige Studien zur Wirkung der intimen Kommunikation in Wirtschaftsbetrieben: Empirisch nachgewiesen sind demnach viele positive Wirkungen auf das Organisationsgeschehen einschließlich der Leistungsdimension: Unterstützende Stressreduktion, Stärkung der individuellen Leistungsbereitschaft, Verbesserung kommunikativer Prozesse, positive Einflüsse auf die Generierung und den Transfer von Wissen. Ebenso sind aber auch negative Konse-

quenzen aufgeführt wie z. B. intra- und interpersonelle Konflikte, Urteilsverzerrungen, Vernachlässigung der Arbeitsaufgaben, Ungleichbehandlungen und dysfunktionale Wirkungen auf andere (vgl. Godersky 2000: 173–208).

Bei der möglicherweise notwendig gewordenen meta-reflexiven Bearbeitung solcher sich positiv und/oder negativ auswirkenden Gefühle und Verhaltensweisen z. B. in der Supervision müssten die diversen Motive und Interessen und Wirkungen auf das gesamte soziale Umfeld und die Arbeitsaufgabe ausdifferenziert und situationsspezifisch bearbeitet werden. Godersky weist in diesem Zusammenhang auch auf die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit den Kerninhalten einer Organisationskultur hin, also dem „intimen Innersten“ einer Organisation selbst“ (Godersky 2000:211). Vor allem gehe es darum, Spielregeln über Vertrautheit, Freundschaft und Liebe zu entwickeln, aufgrund derer es zu einer Handhabung von Offenheit und Vertrauen kommen kann (ebenda: 212).

## Eine Typologie der Intimitätsbeziehungen in Organisationen

Goderski referiert in ihrer Studie zur Intimität in organisationalen Beziehungen folgende Typologie von Intimitätsbeziehungen unter Kolleginnen und Kollegen:

- Die erste Gruppe der „information peers“ beschränkt die Kontakte untereinander auf Informationsweitergabe. Es herrscht wenig Vertrauen untereinander und der Grad an Selbstöffnung und intimer sozialer Verschränkung ist gering. Diese Beziehungen existieren meist zwischen Organisationsmitgliedern verschiedener Teilsysteme und in lose sowie zeitlich beschränkt zusammengestellten Arbeitsgruppen.
- Die zweite Gruppe der „collegial peers“ pflegt ein moderates Niveau von Vertrauen und Selbstöffnung und eine zunehmende Durchlässigkeit der Persönlichkeitsschichten. Das Wissen ist aber noch beschränkt auf periphere Persönlichkeitsaspekte, die Bereitschaft zur emotionalen Unterstützung besteht in Ansätzen.
- Die dritte Gruppe der „special peers“ existiert in zwei Ausprägungen: Als überwiegend nicht sexuelle Intimitätsvariante und als sexuell-romantische Beziehung.
- Die als überwiegend nicht sexuell benannte Variante zeichnet sich aus durch einen hohen Grad interpersonaler Intimität, einen starken affektiven und stabilen Austausch auf mehreren Kommunikationskanälen einschließlich gelegentlicher Körperkontakte. Die Kommunikationsqualität wird spezifischer und stabiler, so dass auch negative Bewertungen oder Urteile nicht zu

einem Beziehungsabbruch führen müssen. Es geht mit Hilfe eines entsprechenden Zeit- und Energieeinsatzes um ein wechselseitiges Interesse am Wohlergehen des anderen. Diese Form der „special peers“ sei typisch für diverse „High-performing-Teams“.

- Eine besondere Form der „special peers“ sind die sexuell-romantischen Beziehungen bzw. Liebesbeziehungen, die sich bis zur Partnerschaft entwickeln. Sie kommen häufiger vor bei erhöhtem Frauenanteil in anspruchsvollen Arbeitspositionen, eher ‚femininen Verhaltensstilen‘, bei geringem Formalisierungsgrad, einer Betonung von Gemeinschaftlichkeit, in kommunikativen, aktionsorientierten und liberalen Organisationskulturen, bei großer Homogenität der Organisationsmitglieder, Verfolgung ähnlicher Ziele mit Ähnlichkeits- und Erfolgserlebnissen. Begünstigend wirken auch ein Mangel an Alternativen außerhalb der Berufstätigkeit und die Tatsache, dass es im Arbeitsleben leichter ist, auf Partnersuche zu gehen als an anderen Orten. (vgl. Godersky 2000: 128/171)

### Flowerlebnisse in „High-performing-teams“

Die in „High-level-teams“ erfolgreich sein soll, kann mit Erkenntnissen der Flowforschung verbunden werden (vgl. Csikszentmihalyi 1990, 1992). Ebenso wie eine sexuelle Bildung, die in lustvolles und produktives Arbeiten münden soll. Es geht ja nicht nur um die isolierte Optimierung der individuellen Wohllust und Wollust eines sich unendlich ausdehnenden Ichs. Das Selbst wächst vor allem mit seiner emotional-lustvollen Dimension im Tun, Arbeiten, in der Hingabe, an die Gestaltung von Welt und damit an den Früchten des gemeinsamen Tuns.

Die Kunst besteht beim workflow darin, von der dauerhaften Konzentration auf das eigene Selbst abzusehen. Das ermöglicht auch, die eigenen, immer wieder schwächenden kritischen Augen und die selbst gestellten unzufriedenen Anfragen vom eigenen Selbst abzuwenden. Wichtig ist, das Lernen einer gewissen, eigenartigen Gleichgültigkeit sich selbst und seinen Mängeln, Fehlern, Unterlassungen gegenüber. Flow macht das Selbst komplexer: Um Freude zu schaffen, muss eine Beziehung immer komplexer werden. Um komplexer zu werden, müssen die Partner neue Potentiale in sich selbst und einander entdecken – so dass sie lernen, welche Gedanken und Gefühle welche Träume im Kopf des anderen leben. Flow kann nicht konsumiert werden, nicht wortreich herbeigeredet oder durch Esoterik erwartet werden. Flow ist auch nicht einfach Kreativität, die sich jede lernende Organisation wünscht. Zum Flow muss noch etwas dazukommen: eine starke – der eigen-

sinnigen Definitionsmacht unterliegenden – intrinsische Motivation und ein Tun, das mit viel Energiebündelung, fokussierendes Bewusstsein und Vertrauen in die Kraft intimer Kommunikation in aktiver, wacher Hingabe, sogar Ichvergessenheit mündet.

### Sexualkultur und sexuelle Bildung in pädagogischen Organisationen

In allen Organisationen werden intime Beziehungen als wesentlicher Teil der Sexualkultur auf dem Hintergrund der Organisationsgeschichte, des existierenden Schattensystems und der Organisationszwecke in besonderer Weise gerahmt. Die meisten Produktions- und Dienstleistungsbetriebe, insbesondere aber pädagogische Organisationen erfordern die Gleichzeitigkeit von personaler Identität und Rollenkonformität, das heißt, dass ein Großteil der persönlichen Kompetenzen und Vermögen in den Dienst der Erfüllung des Organisationszwecks gestellt werden müssen.

Der Hauptzweck pädagogischer Einrichtungen liegt in der Zurverfügungstellung von Lernarrangements mittels persönlicher Beziehungen, methodisch-didaktischer Angebote und anregender Ermöglichungsräume, durch die Kinder und Jugendliche, manchmal auch Erwachsene und alte Menschen besondere Kompetenzen, meist aber auch ihre Persönlichkeit insgesamt entwickeln können. Die Pädagoginnen und Pädagogen stehen dabei vor der Herausforderung, ihre formale Berufsrolle kompetent auszufüllen und dabei ihre „ganze Person als Werkzeug zu nutzen“, um sich auf persönliche, emotional geprägte, nur begrenzt steuerbare Beziehungen einzulassen.

Neben bewussten Erwartungen und Interessen spielen dabei auf beiden Seiten immer auch affektiv getönte Sozialbeziehungen eine Rolle. In der Schule weniger offensichtlich, in Einrichtungen der Sozialen Arbeit fast durchgehend. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Jugendhilfe beispielsweise müssen sich zu den Bewältigungskonstellationen ins Verhältnis setzen, welche ihr Gegenüber belasten, ihre psychosoziale und psychosexuelle Integrität stören oder manche sogar haben krank werden lassen. Das heißt, sie haben mit vielfältigen emotionsgeladenen, intimen Themen und Konflikten zu tun, in denen Sympathie, Zärtlichkeit, auch körperliche Nähe wie auch Ohnmacht, Wut, Hass und Ablehnung vorkommen.

Angesichts der psychosexuellen Entwicklung werden auch Schülerinnen und Schüler oder Klientinnen und







Klienten z. B. nicht nur sexuallerzieherisch auf ihr zukünftiges Leben oder das Leben außerhalb der Einrichtung vorbereitet, sondern sie erfahren sexuelle Bildung auch im Hier und Jetzt der Kommunikation untereinander, im Kontakt mit ihren Erziehenden und durch das Beispiel der intimen Kommunikation des Personals miteinander. „Sexualisation“ und intime Kommunikation finden immer statt, intendiert oder beiläufig, gelingend oder misslingend.

Das verlangt von den Professionellen neben rein fachlicher Einsicht in psychosexuelle Lebenswelten viel an habitualisierter Fähigkeit zur situationsspezifisch immer unterschiedlichen Regulation von Nähe und Distanz, zur Reflexion und Selbstsorge. Die auch im Pädagogischen geltende Abstinenzregel und das Diskretionsgebot sind schnell zitiert, angesichts spezifischer Personen und besonderer Situationen jedoch nicht immer und von allen eingehalten. Die fachlichen und persönlichen Fähigkeiten der Mitarbeiter müssen durch haltgebende und sichernde Strukturen der Organisation unterstützt werden. Dazu gehören ein angemessener Personalschlüssel, adäquate Bezahlung, sichere Arbeitsverträge und ein strukturiertes Krisenmanagement bei Grenzverletzungen und die Finanzierung der Reflexionshilfen durch Supervision und Weiterbildung. „Pädagogische Orte müssen sich auch für MitarbeiterInnen durch Schutz, Versorgung, Fehlerfreundlichkeit, Gemeinschaft, Offenheit und Lernerfahrungen auszeichnen“ (Dörr 2011: 183).

Die notwendige Sexualkultur umfasst jedoch noch mehr als arbeitsrechtliche, personelle und strukturelle Unterstützung des Personals. Die Qualität der pädagogischen Arbeit ist in jeder Organisation des Erziehungs- und Bildungswesens vom gesamten Anregungssetting abhängig, insbesondere den impulsgebenden und attraktiven personalen Bezügen und Beziehungen des Personals untereinander und natürlich der Zielgruppe gegenüber. „Die Wirkung der Sozialpädagogik hängt an den Chancen, ihre Angebote und deren institutionalisierte Formen, genauer, die durch sie (mit)veränderte Außenwelt des Klienten, libidinös besetzbar zu machen“ (Müller 2011:460).

- Das bedeutet für Kinder und Jugendliche, dass sie motivierte Fachkräfte und attraktive, lösbare Aufgaben benötigen.
- Sie reden erst offen von ihrer Anerkennungssehnsucht und den Ausgrenzungserfahrungen, ihrer Versagensangst und unerwiderten Liebesleidenschaft, von allem also, was sie wirklich angeht, wenn sie Vertrauen, Diskretion und Zuwendung spüren.
- Sie wenden sich mit Erfahrungen sexueller Übergriffe

an eine Bezugsperson, wenn sie um deren Kompetenz wissen, mit Sexualität und den Problemen der Nähe-Distanz-Regulation angemessen umzugehen.

- Mädchen und Jungen lernen viel über Geschlechterdemokratie durch das positive Modell von Pädagogen und Pädagoginnen.
- Jugendliche begeistern sich für sexualpädagogische Arbeit, wenn sie aufgrund der einrichtungsinternen Sexualkultur ahnen, dass sie die tatsächlichen Themen „auf den Tisch bringen können“, die sie sexuell interessieren.

Anders ist Sexualkultur nicht zu gestalten als mit Hilfe von sexuell gebildeten und motivierten Trägern des kulturellen Wandels in pädagogischen Einrichtungen. Damit das nicht nur ein Appell ist und in der Haltung der Idealisierung stecken bleibt, müssen auch Pädagoginnen und Pädagogen den erzieherischen Traum der „Vervollkommnung des Unverbesserlichen“ (vgl. Wulff 2001: 13-75) auf sich selbst anwenden. Das geht gerade nicht allein durch die Stärkung der Vernunft, sondern auch durch Selbstbildung unter Einbezug des bisher Ausgeschlossenen, Emotionalen, das sich den Imperativen der Nützlichkeit und Berechenbarkeit widersetzt.

Als persönliche Bildungsaufgabe formuliert geht es um die Notwendigkeit einer auf sich selbst bezogenen Sexualanamnese, weil jede und jeder das Verhalten anderer immer durch die Brille ihrer eigenen sexuellen Identität betrachtet. Hinzu kommt die Notwendigkeit, das eigene Verständnis von Sexualität und Intimität zu reflektieren, denn es macht einen Unterschied, ob jemand damit nur einen Trieb und – je nach ideologischer Vorbildung – Gefährliches oder revolutionär Befreiendes verbindet oder ein zwar leiblich präsent, aber gleichzeitig gedanklich und emotional bildbares Geschehen. Dann gelingt es vielleicht auch als Pädagogin und Pädagoge der eigenen Sinnlichkeit Raum zu lassen und gleichzeitig Einfluss zu nehmen auf erotische und sexuelle Gefühle.

Sexuelle Bildung in diesem Sinne hilft, sich spezifische Kompetenzen anzueignen:

- Eigene Sinnlichkeit und Erotik situationsangemessen und verantwortungsvoll ausdrücken können:
- Spiel, Flirt, erotische Gravitationen bei sich und anderen erspüren und äußern können.
- Wissen um den Unterschied, ein Gefühl zu haben bzw. ‚das Gefühl zu sein‘, also die Möglichkeit zu haben, das Gefühl – wenn nötig – zu regulieren.
- Selektiv authentisch zu sein, das heißt, eigene Emotionen zeit-, orts- und situationsadäquat transparent zu

machen.

- Sensibilität gegenüber den Besonderheiten bestimmter Kleidung, Gesten, Berührungen bei sich und anderen entwickeln.

Intime Kommunikation in ihrer subjektiv oft differenten Bedeutung kennen, bewerten, transparent machen und – wenn nötig – beeinflussen können:

- Verstehen, warum sich in dieser oder jener Situation erotische Anziehung einstellen kann.
- Mit der eigenen Verführungskunst und die Verführungskünste anderer so umzugehen, dass Sinnlichkeit gedeiht, Missbrauch und Instrumentalisierung aber vermieden werden.
- spezifische Wirkungen körperlicher Intimität sowie sexuell-romantischer Partnerbeziehungen kennen und bei sich selbst bzw. (beratend) bei anderen „managen“ können.
- Wege der fortschreitenden Intimitätsverschränkung zu kennen, zu beurteilen und beeinflussen zu können.

Die Relation zwischen Sexualkultur und Organisationsinteresse erkennen, bewerten und Konsequenzen ziehen:

- Unterscheiden, ob spezifische Formen der Beziehungsintimität mit dem Organisationszweck vereinbar sind, ihm indifferent gegenüber stehen oder Konflikte zur Folge haben und zu entscheiden, wie damit umzugehen ist.
- ‚Gute‘ von ‚schlechten‘ Geheimnissen gelebter Intimität im Hinblick auf die Sexualkultur und den Organisationszweck unterscheiden und bewerten können.
- Möglichkeitsräume für wechselseitig aufbauende, freundliche sowie kritische Rückmeldungen zum Intimitätsverhalten in der Organisation bereitstellen.

Wissen um und transparentes Umgehen mit den Zusammenhängen von Sexualität und Macht:

- Machtverhältnisse transparent zu machen, die (auch) mit Hilfe intimer Kommunikationen inszeniert werden (können).
- Möglichkeiten der Einflussnahme auf die Intimitätsdimensionen, Intimitätsintensität und Intimitätsveränderung kennen und dem öffentlichen Diskurs aussetzen.
- Sensibilisierung aller Organisationsmitglieder gegenüber sexuellen Übergriffen und Etablierung von

Schutzmaßnahmen.

- Wissen um und Umgehen können mit der widersprüchlichen Ausrichtung von Sexualität (Bindung) und Erziehung (Emanzipation).

In pädagogischen Kontexten – und damit wird an den aktuellen Anlass der Reflexionen zur Sexualkultur angeknüpft – müssen sehr wohl spezifische Formen der Sexualität tabuisiert werden, nämlich jene, die zwischen Erwachsenen und Minderjährigen stattfinden und über die intime Kommunikation einer fruchtbaren pädagogischen, die Klientinnen und Klienten für ihr eigenes Leben freisetzenden Beziehung hinausgehen. Solche Grenzen zu erspüren und einzuhalten kann nicht nur ein formales Reglement der Interaktionen zuwege bringen, sondern muss als Ergebnis sexueller Bildung erworben werden. Gleiches gilt für die erotischen Gravitationen und intimen Netze von Kindern, Jugendlichen, aber auch Erwachsenen und alten Menschen untereinander, die auch nur durch das altersangemessene Zugeständnis von sexueller Selbstbestimmung, also der Abwesenheit von Fremdbestimmung und durch eine begleitende sexuelle Bildung zu einer lustvollen Sexualkultur beitragen können.

## Energiegewinn zur lustvollen Arbeit in Organisationen

Die Hauptfrage in funktionstüchtigen Organisationen ist eine Energetische: Aus welchen Quellen beziehen die Menschen ihre Energie, ihren Mut und Elan? Von woher beziehen sie ihren Enthusiasmus, ihre Hoffnung, ihre vitale Kraft?

Die Quellen sind nicht überraschend: Sie öffnen sich zum einen angesichts eines Bewusstseins des sich neu entdeckenden, ganzen Individuums, in seinem Fühlen und seinen Bedürfnissen angesichts des Zuspruchs und der Zumutung einer auch sexuellen Selbstbestimmung. Sie öffnen sich zum anderen im ‚Wir-Selbst der Gruppe‘, in einem Netz von Gleichgesinnten, Freundschaften, Liebesgemeinschaften – in deren Initiative, Zusammenwirken und Solidarität. Erst dieser Energiegewinn lässt das neue Bewusstsein zu Verstand kommen. Erst diese Kraftentdeckung ermöglicht, das Frühere als möglicherweise falsches Bewusstsein begreifen, lässt aufgezwungene Rollen entdecken, analysieren und aufzubrechen. Erst dieser Kraftzuwachs verleiht der eigenen Rationalität Sensibilität und Mut.

Solche Durchbrüche können Menschen vor allem da pro-





ben, wo Brüche in den Organisationen sichtbar sind und informelle Strukturen den Schutzraum für Innovation gewähren. Alle Institutionssysteme haben solche informellen Strukturen, die eher widerspiegeln, wie die Dinge wirklich funktionieren als wie sie offiziell eigentlich funktionieren sollten. Der Rückgriff darauf macht Institutionen potentiell flüssig, veränderbar und formbar. Dieser Rückgriff ist prinzipiell der Kunstgriff der Organisationen, wenn sie sich überhaupt zu Lernsystemen verwandeln können. Diese informelle Struktur birgt auch den Ort, in dem neue „Kraftquellen“ gefunden werden, die die Institution dann anzapft und benutzt, um die Drohung der lähmenden Situation zu überwinden. Die Lernfähigkeit einer Gesellschaft hängt von der Kraft der beziehungsstiftenden Emotionen ab.

Es obliegt dem Einzelnen, kraft seiner Reflexivität und seines Spürbewusstseins für das was ihm gut tut und was ihn seiner Definitionsmacht beraubt, sich nicht vollkommen auszehren zu lassen. Dazu muss er in der Lage sein, seine Gefühle zu bedenken und sein Denken zu befühlern. Die Entdeckung, Erfindung, Eroberung dieses Bildungsprozesses und seine Verbreitung ist allerdings keine reine Erkenntnisfrage, sondern eine der ‚Überzeugung‘ der Ansteckung und des Einflusses. Die Ausbreitung des lustvollen Arbeitens verlangt ein Lernen, das in der emotionalen Beziehung sein Zentrum hat. Erst später werden Kenntnisse, Mittel und Regeln gewonnen, damit diese Entdeckung in „Diffusions- und Ausbreitungssystemen“ verankert werden.

Es geht damit nicht mehr nur um die Entwicklung eines Produktes, eines Verfahrens, einer Dienstleistung, sondern um den Aufbau eines Netzwerks optimaler, auch intimer Kommunikation. Ohne Beziehungen kein Netz, ohne Netz kein Lernen, keine Umwandlungschance für das System. Dieses Netzwerk besteht aus Beziehungen, die emotional gegründet und als bedeutsam reflektiert werden. Es geht darum, Gehorsamsforderungen mit Unabhängigkeit und die Leistungsforderungen mit origineller eigener Leistung zu beantworten. Neues entsteht gerade, wenn es emotional bedeutsam ist, aber nur dann, wenn es die Chance der Entwicklung in Schutzräumen hat. Eine Gestaltung von Sexualkultur „von unten“, darf nicht ungedeckt von statten gehen, darf keine unnötigen Blößen produzieren, muss gut vorbereitet werden, manchmal schlaue, listige, witzige und erfinderische.

## Literatur

- Becker, H. (1998), *Psychoanalyse und Organisation. Zur Bedeutung unbewußter Sozialisation in Organisationen.. In: Freie Assoziation. 1. Jhg. Heft 2 Münster, Daedalus-Verlag, S. 81-99*
- Coser, L. (1974), *Greedy Institutions. Patterns of Undivided Commitment. London: The Free Press*
- Csikszentmihalyi, M. (1992): *Flow. Das Geheimnis des Glücks. Stuttgart: Klett-Cotta* und ders. (1990): *Die außergewöhnliche Erfahrung im Alltag. Die Psychologie des Flow-Erlebnisses. Stuttgart: Klett-Cotta*
- Dörr, M. (2012): *Intime Kommunikation in professionellen pädagogischen Beziehungen. In: Thole, W. u.a.: Sexualisierte Gewalt, Macht und Pädagogik. Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich*
- Godersky, C. (2000): *Intimität in organisationalen Beziehungen. Schriften des Instituts für Unternehmensführung der Georg-August-Universität Göttingen. Hrsg. V. G. Schanz. Frankfurt: Peter Lang*
- Kappeler, Manfred (2011): *Anvertraut und ausgeliefert. Sexuelle Gewalt in pädagogischen Einrichtungen. Berlin: Nicolai-Verlag*
- Rastetter, D. (1994): *Sexualität und Herrschaft in Organisationen. Eine geschlechtervergleichende Analyse. Opladen: Westdeutscher Verlag*
- Sigusch, V. (2005). *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Frankfurt/New York: Campus*
- Wulf, C. (2001). *Einführung in die Anthropologie der Erziehung. Weinheim & M*

### Prof. Dr. Uwe Sielert

arbeitet seit 1992 als Professor für Sozialpädagogik an der Universität Kiel und leitet zurzeit das Institut für Pädagogik. Zuvor lehrte und forschte er an den Universitäten Dortmund und Amsterdam, leitete von 1989 bis 1992 die personalkommunikative Kampagne zur AIDS-Prävention in der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in Köln.

Neben zahlreichen Projekten und Veröffentlichungen zur Sozial- und Sexualpädagogik gründete er zusammen mit anderen das Institut für Sexualpädagogik in Dortmund und die Gesellschaft für Sexualpädagogik. Mitarbeit am Runden Tisch „Bildungsforschung“ zur Prävention des sexuellen Missbrauchs in pädagogischen Institutionen und zurzeit Mitglied der Sexualethik-Kommission der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Vortrag 2

# Queerversity und die Strategie der VerUneindeutigung

## Sexuelle Vielfalt als Prinzip für die Arbeit in Institutionen

*Antke Engel*

Queerversity (GKompZ 2010; Engel 2013) und die Strategie der VerUneindeutigung (Engel 2002) sind Begriffe, die ich vorschlage, um queer anders zu verstehen, denn als Sammelbegriff für alle möglichen geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen, und genauer zu fassen, denn als generelle Abgrenzung von Regimen des Normalen. Es sind Begriffe, die dazu beitragen das Ineinandergreifen von Heterosexualität als Norm und rigider Zweigeschlechtlichkeit im interdependenten Zusammenspiel mit weiteren Kategorien sozialer Unterscheidung zu fassen (Dietze/Haschemi/Michaelis 2007). Zudem zielen sie darauf ab, nicht nur die Kritik-, sondern auch die Veränderungspotenziale von Queer herauszustellen (Engel/Schulz/Wedl 2005).

Wenn ich im Folgenden von Heteronormativität spreche, meint dies nicht nur auf die normativen Konstruktionen von Heterosexualität und Zwei-Geschlechter-Ordnung, sondern das komplexe, historisch bedingte und veränderliche Ineinandergreifen sämtlicher sozialer Differenzkonstruktionen (Hartmann et al 2007). Innerhalb dieses Gesamtkomplexes spielen Geschlecht und Sexualität spezifische, jedoch unterschiedliche Rollen, die sich im Hinblick auf Prozesse der Normierung von Identität, der Grenzziehungen, Ausschlüsse und Hierarchisierungen herausarbeiten lassen. Queerversity und VerUneindeutigung im engeren Sinne auf Sexualität zu beziehen und die Brauchbarkeit dieser Konzepte für sexualpädagogische Arbeit zu durchdenken, wie ich es hier vorhabe, bedeutet also, Sexualität nicht isoliert zu betrachten. Vielmehr gilt es immer auch zu fragen, wie sich je unterschiedliche Sexualitäten unter Berücksichtigung von Geschlecht, Herkunft, Bildung, Schichtzugehörigkeit, körperlichen und geistigen Befähigungen, Religion und weiteren Faktoren herausbilden und auf eben diese zurückwirken. Wenn ich im Untertitel den

Begriff der sexuellen Vielfalt einführe, geht es mir um solch interdependente und womöglich widersprüchliche Zusammenhänge, und nicht darum, eine Auflistung sexueller Identitäten, Praxen oder Beziehungen nahezu legen.

Im Folgenden werde ich zunächst den Begriff der „sexuellen Vielfalt“ in seinen beiden Dimensionen des Sexuellen und der Vielfalt verkomplizieren. Dies bedeutet unter anderem, auf die Bedeutung von Macht, Herrschaft und Gewalt im Kontext der Sexualität zu reflektieren und die Bedeutung symbolischer und normativer Gewalt für die Regulierung des Sexuellen hervorheben. Im zweiten Teil rücke ich den Begriff der sexuellen Kulturen in den Mittelpunkt, um unter Bezugnahme auf Queer Theorie und die Anerkennungsverhältnisse von Subkulturen über institutionelle Praxen nachzudenken. Auf dem Hintergrund dessen schlage ich im dritten Teil vor, Queerversity und die Strategie der VerUneindeutigung als Haltung und Praxis einer sexuellen Kultur stark zu machen, die einen wertschätzenden Umgang mit Differenz und der unhintergehbaren und nie gänzlich verständlichen Andersheit der\_des Anderen erstrebt, hierbei jedoch betont, dass Verschiedenheit immer auch durch gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse bedingt ist.<sup>1</sup>

### Das Sexuelle in der „sexuellen Vielfalt“

Das Sexuelle, welches im Begriff „sexueller Vielfalt“ aufgerufen ist, bringt unterschiedliche Deutungsmöglichkeiten mit sich, die keineswegs ein widerspruchsfreies Ganzes bilden. So denken die einen beim Sexuellen an sexuelle Orientierung (im Sinne hetero-, homo- oder bisexueller Partner\_innenwahl oder einer spezifischen



<sup>1</sup> In diesem Text wird der Unterstrich (gender gap) in Substantiven (z.B. die Partner\_in) und Pronomen (z.B. der\_die oder de\_) verwendet, um in die binäre Geschlechterunterscheidung ein Zögern einzuführen, das darauf hinweist, dass sich nicht alle Menschen als entweder weiblich oder männliche identifizieren können oder wollen. Vgl. Hermann (2003); Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2012), S. 4.



Ausrichtung des Begehrens). Die anderen denken an unterschiedliche Beziehungsformen (z. B. ein lesbisches Paar, das auf Reproduktion und Familiengründung aus ist; ein heterosexuelles Ehepaar als Teil einer WG; eine polyamore Konstellation von drei, vier, fünf Liebenden). Hierbei sind für manche sexuelle Orientierung und/oder Beziehungsformen auf Begehren gegründet. Andere halten Liebe (als Institution oder als Gefühl) für entscheidend. Wieder andere betonen soziale Normen, Gewohnheiten oder pragmatische Überlegungen als Grundlage sexuellen Lebens (z.B. die Entscheidung für die heterosexuelle Ehe auf Grund der Steuervorteile des Ehegattensplitting; homosexuelle Orientierung qua Verfügbarkeit gleichgeschlechtlicher Partner\_innen in geschlechter-segregierten Institutionen wie Gefängnissen; die Moral der Kirche als strukturierendes Moment der Sexualität). Das Sexuelle verweist jedoch keineswegs immer auf Beziehungsgefüge (Relationalität), sondern kann auch individualisiert im Sinne von Selbstverständnissen gedacht werden. Selbstverständnisse wiederum treten für die einen in Form von Identitäten auf, für andere verdichtet sich das Selbstverständnis in bestimmten Praxen oder Lebensphasen (z.B. die sich wandelnde Geschlechtlichkeit im Verlauf eines transsexuellen Transitionsprozesses; das sexuelle Selbstverständnis zur Zeit der Schwangerschaft; BDSM-Praxis).

Die genannten Beispiele deuten bereits an, dass sexuelle Vielfalt sowohl sexuelle als auch geschlechtliche Dimensionen umfasst. So spielt im politischen Aktivismus die Reihung lesbisch, schwul/gay, bisexuell, transgender, intersexuell, queer (verdichtet im Kürzel LGBTIQ) eine wichtige Rolle. Doch wie lässt sich argumentieren, dass die geschlechtliche Identität als Transgender- oder als Intersex-Person, die nichts über die jeweiligen sexuellen Vorlieben oder Praxen aussagt, gleichermaßen als Aspekt sexueller Vielfalt fungiert wie ein Selbstverständnis als schwul, das zugleich auf eine sexuelle Orientierung oder Ausrichtung des Begehrens verweist? Vielleicht, insofern in einem „Selbstverständnis“ Geschlecht und Sexualität nicht als voneinander getrennt, sondern – sei es in der Fantasie, im Körperbild oder im Körpererleben – verbunden erfahren werden? Mit dem Begriff der KörperSubjektivität (Engel 2002: 17) betone ich, dass Subjektivität körperliches Erleben ist, und der Körper unweigerlich subjektiv erfahren wird. In diesem Sinne verbindet sich Sexualität mit Geschlechtlichkeit, zugleich fließen in die Sexualität aber auch alle anderen Faktoren ein, die unser körperlich-subjektives Erleben bestimmen: sozial zuge-

schriebene Rassifizierungen und Ethnisierungen, körperlich, geistige und emotionale Befähigungen, Gesundheit, soziale, ökonomische, kulturelle und religiöse Kontexte des je eigenen Lebens. Der Begriff der sexuellen Vielfalt könnte also auch diese Heterogenität umfassen.

Doch auch im engeren Sinne von sexuellen Praxen oder Akten kann unter sexueller Vielfalt ein ganzes Spektrum an Aktivitäten verstanden werden: von auf Zeugung ausgerichteter Penetration über die Kunst erotischen Küssens zum Analverkehr, von BDSM-Szenarien über Fetischismus zum Rimming. Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt – oder eben doch? Die sexuellen Praxen verknüpfen sich auf vielfältige Weise mit den Körpern ebenso wie mit Wünschen und Ängsten, Fantasien und Begehren, aber auch mit Regeln und Normen, Erwartungen und Verboten. Die Zusammenhänge zwischen Körper, Begehren, Fantasie und Norm unterliegen keinen Automatismen oder notwendigen Regeln. Körperliches Lustempfinden kann aus dem Akt, der Bewegung, der Berührung oder Begegnung entstehen; der Körper kann aber auch in und durch die Fantasie Lust empfinden. In diesem Sinne bedeutet das Verbot einer Praxis oder der Verzicht auf eine solche, z.B. pädophile Praxis, nicht notwendig die Verweigerung eines entsprechenden Begehrens. Denn das Begehren, in dem sich sexuelle Fantasie und körperliches Lustempfinden verbinden, kann Befriedung durch Praxen finden, in denen Fantasien ausagiert werden, ohne dass Macht ausgenutzt, Herrschaft ausgeübt oder Gewaltakte vollzogen werden. Sprich, Fantasien sind nicht immer harmlos und freundlich, aber sexuelle Gewaltfantasien müssen weder die Form gewaltsamer Praxis annehmen noch als Machtakt kommuniziert werden.

Dennoch stellt sich die Frage, ob ein auf sexueller Asymmetrie, Ausbeutung, Unterdrückung und Gewalt gründendes Begehren die Grenze „sexueller Vielfalt“ darstellt. Oder ist sexuelle Gewalt, solange sie phantasiert wird oder als Fantasie Teil konsensueller Praxis ist, kein Problem? Auch dann nicht, wenn sie veröffentlicht wird? Es zeigt sich, dass sexuelle Vielfalt ein komplexer und changierender Begriff ist, und nicht frei von normativen und ethischen Implikationen. Er lässt sich weder auf eine einzige Bedeutung reduzieren noch durch ein Set von Elementen abschließend definieren. Vielmehr gilt es in der pädagogischen wie der politischen Praxis aktiv mit der Vieldeutigkeit umzugehen, statt kunstvoll, künstlich, pseudo-wissenschaftlich oder rechtlich eine verallgemeinerte Ordnung zu schaffen. Äußerst wichtig



erscheint es mir, Räume des Sprechens und des Schweigens sowie der nicht-sprachlichen Ausdrucksformen zu eröffnen. Denn solche Räume ermöglichen es, sich nicht an Normalitätsvorstellungen, sondern an den Wünschen und Ängsten der Einzelnen – in ihrer jeweiligen Besonderheit – zu orientieren, und zugleich ethische und politische Aushandlungen um Werte und Macht zu führen (Engel 2011; 2012).

### Vielfalt, die keine Diversität ist

Um die Lage noch komplizierter zu machen, möchte ich als zweites den Begriff der Vielfalt problematisieren. Allzu häufig geht Vielfalt mit der Vorstellung multi-kultureller Buntheit einher, die jedoch Unterschiede schlicht nebeneinander stellt, ohne deren Verwobenheit und Überlappung zu bedenken. Vor allem aber wird die Entstehung von Differenzen durch soziale Ungleichheitsverhältnisse und strukturelle Herrschaft außer Acht gelassen. Hingegen geht es mir, wenn ich den Begriff der „Vielfalt“ verwende, explizit darum, eine konflikthafte und machtgesättigte Heterogenität wahrzunehmen. Mit dieser Sicht widerspreche ich auch einer neoliberalen Funktionalisierung von Unterschiedlichkeit, der „Differenz als kulturelles Kapital“ gilt; ein Kapital, das entweder als spezialisierte Arbeitskraft oder als spezialisierte Konsument\_in ausgebeutet werden kann. Der von mir zusammen mit einigen Kolleg\_innen für die Politikberatung entworfene Begriff Queerversity ist entstanden aus der Kritik an diversity-Konzepten, die Vielfalt umarmen, ohne die darin angelegten Machtdifferenzen und Konfliktpotenziale zu bedenken (GenderKompetenzZentrum 2010). Queerversity zielt explizit darauf ab, Machtkonflikte transparent und bearbeitbar zu machen, um Hierarchien abzubauen und zugleich anzuerkennen, dass Unterschiedlichkeit immer mehr und anderes ist, als definierte, klassifizierbare und regulierbare Positionen von Identität und Differenz. Dazu später mehr.

### Gewalt machtdynamisch kontern: Macht – Herrschaft – Gewalt

Macht kann Machtungleichheit oder auch Machtmissbrauch bedeuten; in diesen Fällen nähert sich Macht jedoch den Dimensionen von Herrschaft oder Gewalt an. Michel Foucault (1983) zufolge ist es jedoch zwecks besserer Unterscheidung dieser drei Begriffe sinnvoll, Macht als grundsätzlich veränderlich sowie als nicht

lediglich repressiv, sondern als produktiv zu verstehen (ebd.: 109-124; 161-173). Wobei produktiv kein per se „positiver“ Begriff ist, sondern durchaus heißen kann, dass Unterdrückungs-, Ausbeutungs- oder Gewaltkonstellationen hervorgebracht werden. Doch sind diese dementsprechend nicht als strukturell gegeben (durch Natur, Status oder Recht begründet), sondern als Ergebnis mehr oder weniger dynamischer Prozesse zu verstehen. Fassen wir Macht also als Machtdynamik, so bedeutet dies, dass auch unter ungleichen Voraussetzungen alle an einem durch Macht (nicht durch Herrschaft oder Gewalt) geprägten sozialen Kontext Beteiligten über Handlungs- oder zumindest Wirkungsmächtigkeit verfügen. Das aber bedeutet: Machtkonstellationen stehen emanzipativen, sexualitätspositiven oder sexuell selbstbestimmten Praxen, Kulturen und Politiken keineswegs im Wege.

Problematisch wird es lediglich dann, wenn sich Macht als Herrschaft verfestigt, also strukturelle oder institutionell legitimierte Hierarchien und Ungleichheitsverhältnisse die Machtdynamiken kanalisieren oder blockieren<sup>2</sup>, sowie dann, wenn Gewalt die Macht- oder Herrschaftsverhältnisse dominiert. Die Übergänge zwischen Herrschaft und Gewalt sowie zwischen Macht und Gewalt sind eher als fließend denn als radikaler Bruch zu denken (Liebsch 2007, Ohms 2008, Butler 2009, Engel 2012). Meinerseits würde ich Gewalt als temporären oder perpetuierten Verlust von Handlungsmächtigkeit mindestens einer, vielleicht aber auch aller an einem Gewaltverhältnis (-situation/-prozess) beteiligten Personen charakterisieren. Gewalt kann, muss aber nicht unbedingt in einer Struktur von „passivem Opfer/aktive\_r Täter\_in“ auftreten. So kann Gewalthandeln durchaus aus Ohnmacht, Passivität und Hilflosigkeit entstehen, oder eine Gewalttat kann die Täter\_in in Schreckstarre versetzen und einen Verlust an Handlungsmächtigkeit bedeuten, während jemand, der die Gewalt erfährt sich aktiv und mit Gewalt zur Wehr setzen kann. Im Hinblick auf einen Umgang mit und insbesondere einen Abbau von Gewalt heißt dies, dass perspektivisch ALLE am Gewaltprozess Beteiligten Handlungsmächtigkeit (rück-)gewinnen sollten. Was keineswegs bedeutet, die unterschiedlichen Positionierungen innerhalb eines Gewaltverhältnisses zu nivellieren, denn es ist ein Unterschied, ob jemand Kontrolle über jemanden gewonnen oder von jemandem unter Kont-



<sup>2</sup> Foucault versteht Herrschaft als verfestigte Macht: „Wenn es einem Individuum oder einer gesellschaftlichen Gruppe gelingt, ein Feld von Machtbeziehungen zu blockieren, sie unbeweglich oder starr zu machen – mit Mitteln, die sowohl ökonomisch als auch politisch oder militärisch sein können – jede Umkehrbarkeit der Bewegungen zu verhindern, dann steht man vor dem, was man einen Herrschaftszustand nennen kann.“ (Foucault 1985: 11)



rolle gebracht worden ist, oder ob jemand eine Traumatisierung erfährt oder nicht.

Gewalt spielt sich sowohl in intimen und sozialen Beziehungen als auch auf den Ebenen von Einrichtungen, Institutionen und Staatlichkeit ab. Bezogen auf all diese Ebenen kann, so würde ich argumentieren, das Forcieren von Dynamiken der Macht dazu beitragen, Herrschaft und Gewalt einzudämmen, indem Handlungs- und Gestaltungsmacht gewonnen wird, wo diese verloren gegangen ist oder niemals erfahren werden konnte. Das Forcieren von Machtdynamiken oder dynamischen Machtauseinandersetzungen ist breiter zu fassen als verbale Aushandlungen oder Konsensfindungsprozesse. Es beinhaltet aber sicherlich immer auch die Suche nach Kommunikationsformen, die sich nicht auf strukturelle Herrschaft, Privilegien und Gewalt stützen.

Umgekehrt erfordert dies, aufmerksam dafür zu werden, wo Gewalt in Form symbolischer und/oder normativer Gewalt auftritt, also wo Kommunikations- und Beziehungsformen durch heteronormative, körpernormative, klassistische, rassistische und antisemitische Selbstverständnisse und „Normalitäten“ geprägt sind (Butler 2005; 2009; Chambers/Carver 2008). Symbolische und/oder normative Gewalt kann sich in Diffamierungen und Diskriminierungen, aber auch in Wertehierarchien und nicht zuletzt auch darin zeigen, dass bestimmte Erfahrungen und Existenzweisen sozial unverständlich bleiben oder sogar „die Worte fehlen“. Die Erfahrungen derjenigen beispielsweise, die in den vergangenen Jahren begonnen haben als Intersex-Personen zu sprechen und öffentliche Aufmerksamkeit für ihre persönlichen Erfahrungen zu gewinnen, waren über Jahrzehnte im Nachkriegsdeutschland in eine namenlose, nicht-sprechbare Existenz verbannt. Die normative Gewalt einer rigiden Zwei-Geschlechter-Ordnung hat zumeist selbst in ihren Familien die Tabuisierung ihrer geschlechtlichen Besonderheiten bewirkt. Zugleich ist das Erringen von Benennbarkeit und öffentlicher Aufmerksamkeit eine prekäre Angelegenheit und garantiert keineswegs, der Gewalt zu entkommen. Denn symbolische Gewalt tritt häufig in Form von Klassifikationen auf und normative Gewalt sortiert diese Klassifikationen nach dem Raster normal/anormal und installiert Grenzen der Zugehörigkeit und des Ausschlusses bzw. legitimiert soziale Praxen der Regulierung, Disziplinierung, Kriminalisierung oder Pathologisierung.

Zwischen Benennung und Selbstbenennung bestehen also ein radikaler Unterschied ebenso wie fließende

Übergänge, so dass jeder Name, der öffentliche Sprechbarkeit ermöglicht zugleich darauf hin befragt werden muss, inwiefern er als Eigenname Einzigartigkeit ausdrücken kann und inwiefern er als Kategorie verallgemeinert und unterwirft. Queere Identitätskritik bewegt sich selbstbewusst in diesem Dilemma: Sie weist Klassifikationen und strikte Identitätskategorien zurück, wo sie der Hierarchisierung und sozialen Zurichtung dienen, aber anerkennt das Begehren der Einzelnen nach Identität und Zugehörigkeit (Jagose 2001). Dies bedeutet, nach Möglichkeiten zu suchen, Differenz auszudrücken und wahrzunehmen, ohne zu kategorisieren.

## Kulturen, Subkulturen, Anerkennungsverhältnisse

Sexuelle Subkulturen und queer/feministische Bewegungen bieten „Bühnen“, auf denen neue Formen geschlechtlich/sexuellen Selbstausdrucks und Beziehungsformen entwickelt und erprobt werden können. Zugleich sind es Kontexte, die diesen experimentellen Praxen Anerkennung verleihen, eine Anerkennung, die, auch wenn sie partikular ist, sehr wohl die erfahrene symbolische und normative Gewalt anfecht bzw. dieser gegenüber Handlungsmächtigkeit reklamiert. In diesem Sinne können sexuelle Subkulturen und queer/feministische Bewegungen als eine Form gelebter Gesellschaftskritik aufgefasst werden. Dennoch entfaltet sich auch hier die Spannung zwischen Selbstbenennung und Klassifikation, sind subkulturelle und politische Kontexte nicht davor gefeit, intern normative Begrifflichkeiten und Erwartungen auszubilden und sich auf die gesamtgesellschaftlichen Normen – und sei es in der Abgrenzung und Umarbeitung – zu beziehen. Gerade diese Spannung, die auf alles andere als ein separatistisches Ideal oder eine glatte Abgrenzung hinweist, birgt aber auch das Potenzial, verändernd auf die Mehrheitsgesellschaft einzuwirken.

Ich möchte vorschlagen, den im Titel dieser Tagung verwendeten Begriff der „sexuellen Kulturen“ als einen zu interpretieren, dem die herrschafts- und normalitätskritischen oder subversiven Dimensionen der sexuellen Subkulturen eingeschrieben sind. Diese Auffassung wirkt der häufig formulierten Kritik entgegen, dass der Begriff der „Kultur“ einen Anschein von Essenz und Vereinheitlichung mit sich trägt. Und sie ermöglicht es, in einem pragmatischen Sinne nach „sexuellen Kulturen“ in der sexualpädagogischen Arbeit oder in Einrichtung-



gen fragen: Demnach wird davon ausgegangen, dass sich innerhalb einer Einrichtung oder eines sozialen Kontexts (einer Schule, eines Senior\_innenheims, eines Freundeskreises ...) eine bestimmte Haltung zu und ein bestimmter Umgang mit Sexualität herausbildet, und dass es herauszufinden gilt, was diese „sexuelle Kultur“ charakterisiert: Handelt es sich um eine repressive oder verschwiegene, eine erotische oder homophile oder sexualitätspositive Kultur? Auch Queerversity könnte in diesem Sinne zu einer charakteristischen Umgangsweise, Haltung oder Kultur einer Einrichtung werden.

Dies eröffnet weitergehende und machtrelevante Fragen: Welchen Mitgliedern der Einrichtung oder Gemeinschaft bietet oder verstellt die jeweilige Kultur Ausdrucks- und Entfaltungsmöglichkeiten? Trägt sie zur Ausbildung von Hierarchien bei? Forciert die Kultur bestimmte Werte, Praxen oder Subjektivitäten – und entwertet entsprechend andere oder verschließt sie komplett? Handelt es sich um eine Kultur der Vereinheitlichung oder der Vielfältigkeit? Unterstützt sie Veränderung oder Beharrung? Sind die Einzelnen überwiegend oder gar ausschließlich in dieser einen Einrichtung unterwegs und damit auf deren eine sexuelle Kultur festgelegt? Oder bewegen sie sich zwischen unterschiedlichen Kulturen hin und her – und bilden entsprechende nicht eine, sondern mehrere oder hybride sexuelle Selbstverständnisse aus?<sup>3</sup>

Was wäre also zu gewinnen, wenn die im Rahmen queer/feministischer Repräsentationskritik und Politikberatung entworfenen Konzepte der VerUneindeutigung und Queerversity in einen neuen Zusammenhang gestellt und als Praxis und Haltung einer spezifischen sexuellen Kultur angesehen würden? Was hieße es, wenn diese sich in Einrichtungen, Projekten, sozialen oder subkulturellen Kontexten ausprägten? Die Beantwortung dieser Fragen möchte ich den in den Projekten tätigen überlassen und dafür lediglich Anregungen liefern, indem ich die Konzepte genauer umreiße. Zwei Aspekte seien jedoch vorweggeschickt, weil sie mir meinerseits als Praxen und Haltungen in Sexualität und sexueller Bildungsarbeit viel versprechend erscheinen: Dies ist zum einen die Lust an der Irritation (die mit einer Denormalisierung der Normalität einhergeht) und zum anderen die Aufwertung dessen, was nicht der Normalität entspricht oder in abgewehrter Form die so genannte Normalität durchzieht (nicht einfach: „anders ist normal“, so der Titel einer pro familia Broschüre, sondern auch „normal ist anders“). Diese Aufwertung

bedeutet auch, die Ausbildung sexueller Kulturen als grundsätzlich partizipativen Prozess sowie alle Beteiligten als Expert\_innen anzusehen.

## Die Strategie der VerUneindeutigung

VerUneindeutigung antwortet auf die Kritik an den normativen Ein- und Ausschlüssen sowie Hierarchiebildungen, die aus Identitätskonstruktionen und Identitätspolitiken hervorgehen. Es ist eine (ästhetische, politische und soziale) Strategie, die Denormalisierung und Enthierarchisierung miteinander verbindet, indem sie das Identitätsprinzip untergräbt, das es allererst erlaubt, klar definierte Kategorien zu bilden und diese qua Differenzkonstruktion zum Bau von Hierarchien zu nutzen (Engel 2002). Damit vollzieht sich die queere Verschiebung von der Identitätspolitik zur Dekonstruktion von Normalitätsregimen: Statt Forderungen im Namen von Minderheiten zu stellen und auf Integration zu setzen, werden die Funktionsmechanismen der dominanten Ordnung zum Problem erhoben (Jagose 2001). Aus dieser Perspektive erscheint beispielsweise weder eine Vervielfältigung noch eine Auflösung von Geschlechterkategorien viel versprechend: Denn eine pluralisierte Geschlechterordnung lässt sich weiterhin hierarchisch gestalten, während eine Auflösung von Geschlecht zu Generalisierungen führt, die Differenzen unsprechbar werden lassen. Im Unterschied dazu setzt die VerUneindeutigung (z.B. der Geschlechter) darauf, Differenzen jenseits einer Logik der Kategorisierung dar- und herzustellen. Sie eröffnet einen Ausweg aus dem Identitätsprinzip, indem Differenz als fortwährende Bewegung, Bezogenheit (Relationalität) und Unbestimmbarkeit artikuliert und sogar eine temporäre Stillstellung von Machtkonstellationen verhindert wird. Deshalb werden Repräsentationen bevorzugt, die sich klaren Bedeutungszuschreibungen widersetzen und stattdessen die Konstruktionsprozesse von Bedeutung und Wirklichkeit sowie die darin wirksamen Machtverhältnisse zur Aufführung bringen. Dennoch wird implizit immer auch auf die Vereindeutigungen, Normalisierungen und Ausschlüsse verwiesen, die überhaupt erst den Wunsch nach VerUneindeutigung entstehen lassen. Dies kann beispielsweise dadurch erfolgen, dass auf eine Markierung verzichtet wird, wo eine Markierung erwartet wird. Oder durch das gleichzeitige Aktivieren diverser,



<sup>3</sup> Derartige Machtfragen lassen sich selbstverständlich auch stellen, um klassenspezifische, religiöse oder regionale Kulturen zu untersuchen, die auf Tradition oder Gewohnheit beruhen und einen essentialistischen Anschein vermitteln.



einander widersprechender Geschlechterverständnisse. VerUneindeutigung zeigt sich in aktiven Fehlaneignungen eines Identitätsdiskurses, die dessen Instabilität oder Inkohärenz hervortreten lassen. Oder sie erfolgt dadurch, dass Bilder von Geschlecht in so rapider Geschwindigkeit aneinandergereiht werden, dass sich keine stimmige Deutung mehr herausbilden kann.

VerUneindeutigung sollte somit nicht als Konzept verstanden werden, das Ambiguität oder Pluralität der Geschlechter und Begehren als Gegebenheit behauptet oder zum neuen Ideal erhebt. Vielmehr ist die in die Zukunft gerichtete Bewegung der VerUneindeutigung dadurch gekennzeichnet, dass die Veränderbarkeit je konkreter, geo-historisch spezifischer Geschlechter- und Sexualitätsregime aufgezeigt wird, ohne dies mit Behauptungen darüber zu schmücken, wie eine "queere" oder "normale" Sexualität oder Geschlechtlichkeit auszusehen hätte. In diesem Sinne eröffnet VerUneindeutigung als aktiv verfolgte Praxis Möglichkeiten, eigene Erfahrungen oder Wünsche nicht-normgerechter Geschlechtlichkeit und Sexualität selbstbewusst in Spiel zu bringen. Sie kann eine sexuelle Kultur unterstützen, die die Unterschiedlichkeit geschlechtlich-sexueller Selbstverständnisse fördern möchte und diesbezüglich nach Ausdrucksformen sucht, die symbolische und normative Gewalt und damit einhergehende Hierarchiebildungen gezielt untergraben. Ergänzend zur VerUneindeutigung als Praxis möchte ich außerdem Queerversity als Haltung einer sexualitätspositiven, Differenzen anerkennenden und machtsensiblen sexuellen Kultur in die Diskussion bringen.

## Queerversity

Ich schlage den Begriff Queerversity vor, um gängige Verstandnisse von diversity/Diversität herauszufordern. Es kann nicht darum gehen einen Raum für Vielfalt zu eröffnen, wenn dies bedeutet so zu tun, als wären Differenzen »einfach gegeben« und müssten nur in ihrer bunten Fülle wahrgenommen werden. Es kann auch nicht darum gehen, soziale Differenzen einer Markt- und Leistungslogik zu unterwerfen oder sie an (soziale, kulturelle oder ökonomische) Brauchbarkeit oder Nutzenerwägungen zu koppeln. In der Regel bleiben dann, wenn von diversity die Rede ist oder dies als Vielfalt übersetzt wird, systematische Ungleichheitsbeziehungen unbenannt und der Umgang mit diesen wird individuellen Handeln überantwortet, statt sozial und gesellschaftlich den Abbau von normativen Zurichtungen, Ausschlüssen und Hierarchien zu unterstützen. Statt Diversität also als Gegebenheit oder als Ideal zu proklamieren, verschiebt Queerversity den Fokus darauf, dass Differenz sozio-kulturell hervorgebracht wird und wie die Darstellungsweisen von

Differenz bestimmte »Realitäten« und Wertungen produzieren. Was sind die sozio-kulturellen und historischen Hintergründe bestimmter Ausdrucksweisen von Differenz, welche Machtdynamiken sind darin wirksam und wen ermächtigen sie zur Selbstrepräsentation?

Wenn der Begriff Queerversity als Alternative zu diversity ins Spiel gebracht wird, so deshalb, um eine Enthierarchisierung von Verschiedenheit voranzutreiben, ohne auf definierte Identitäts- oder Differenzpositionen zurückzugreifen oder eine Logik von Norm und Abweichung zu bestätigen. Queerversity fasst Differenzen als dynamische Prozesse der Differenzierung oder als fortdauerndes Werden und schafft damit Raum nicht nur für Vielfalt, sondern für interne Vielfältigkeit (Multiplizität), Uneindeutigkeit (Ambiguität) und undefinierte Andersheit. Letzteres bedeutet, dass sich innerhalb (anerkannter ebenso wie diffamierter) Formen von Identität und Differenz immer auch weitere Dimensionen von Andersheit entfalten. Auch wenn sich diese der Benennung entziehen oder der Regulierung widersetzen, verdienen sie wahrgenommen zu werden.

Dass hierbei Irritationen und Unterbrechungen gängiger Normalitätsvorstellungen entstehen, stellt kein Problem, sondern im Gegenteil ein Versprechen sozialer Veränderung dar. Ganz gezielt wird Vielfalt als konflikthafte Heterogenität verstanden, so dass sich Queerversity als Einführen der Differenz des Differenten in die Diversität bezeichnen ließe. Macht- und Herrschaftsanalysen sind damit keineswegs obsolet, aber sie können Grenzziehung nicht länger als die einzige Form der sozialer Differenzierung fassen, sondern müssen sich komplexen und zugleich subtilen Dynamiken der Normalisierung und Prekarisierung stellen, die Ungleichheit und Hierarchien der Eigenverantwortung Einzelner aufbürdet. Sexuelle Kulturen in Einrichtungen und sexueller Bildungsarbeit, die sich Queerversity als Haltung aneignen, können dieser Individualisierungslogik etwas entgegenhalten, indem sie Heterogenität als Einladung verstehen, um ein möglichst gewaltfreies Austragen sozialer Machtkonflikte zu erlernen. Dies beinhaltet auch, eine Atmosphäre zu schaffen, in der ein Erleben von Andersheit (des Selbst und Anderer) nicht als bedrohlich erlebt werden und die Grenzen unseres Verstehens eher Neugier und Kommunikationswünsche als Abwehr auslösen.

## Rechte – kombiniert mit Wünschen und Konflikten

Abschließend möchte ich fragen, inwiefern eine auf VerUneindeutigung und Queerversity gestützte sexuelle Kultur durch eine menschenrechtsbasierte Sexualpädagogik unterstützt wird oder eine solche unterstützen

kann. Die abstrakte Verallgemeinerung des Menschenrechtsuniversalismus kann dann als produktiv angesehen werden, wenn sie Raum für Heterogenität schafft, statt die mehr oder minder autoritäre Durchsetzung eines vereinheitlichten Wertehorizonts zu demonstrieren. In einer durch West-Ost- und Nord-Süd-Hierarchien strukturierten Welt stellt dies einen entscheidenden Unterschied dar. Sollen bestehende post- bzw. neokoloniale Ungleichheitsverhältnisse nicht verstärkt werden, gilt es zudem kritisch zu fragen, inwiefern die erwünschte Heterogenität lediglich in individualisierter Form die Unantastbarkeit der Würde und Integrität der Einzelnen meint, oder ob dies – in notwendig konfliktbehafteter Form – mit der Anerkennung kultureller Besonderheiten (und ihren sich wandelnden historischen und geo-politischen Ausprägungen) verbunden wird (Shimada 2004).

In letzteren Sinne muss kulturelle Spezifität keineswegs als isolierte, klar umgrenzte Gegebenheit, sondern kann als hybrid und in machtgesättigtem Austausch begriffen werden. Doch die Frage, wie das Verhältnis von Einzelnen und Gemeinschaft verstanden wird, findet – nicht selten auch für die \_den Einzelne\_n – unterschiedliche Antworten und bedient nicht notwendig das Bild des autonomen, rationalen Individuums, das dem Menschenrechtsdiskurs als Ideal dient. Wenngleich dieses Ideal den Menschenrechten den Anschein unstrittiger, überhistorischer, allgemeingültiger Prinzipien verleihen kann, kann es nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Wünsche der Einzelnen durch ihre historisch-kulturellen und sozialen Hintergründe geprägt sind, dass sie häufig vielschichtig, ambivalent, in sich widersprüchlich oder im Widerstreit mit anderen sind, und dass sich Konflikte um Geschlecht und Sexualität innersubjektiv, intersubjektiv, gesellschaftlich und global ausprägen.

Im Unterschied zum Menschenrechtsdiskurs erheben die Strategie der VerUneindeutigung und die Haltung der Queerversity gerade nicht den Anspruch, grundsätzliche Lösungen anzubieten. Vielmehr schaffen sie Offenheit für Neugier und Irritation, für die Dynamik von Machtverhältnissen sowie die Umkämpftheit von Wünschen, Werten, Normen, Praxen und Beziehungsformen. Queerversity und VerUneindeutigung treffen sich dort mit einer menschenrechtsbasierten Sexualpädagogik, wo die Erfahrung von Konflikt sowie das Erleben der eigenen Undurchschaubarkeit und der unhintergehbaren Andersheit der \_des Anderen als Herausforderung angenommen werden. Wo beispielsweise gefragt wird: Was bedeutet es, damit umzugehen, dass die eigenen Wünsche und Praxen womöglich den Normen und Werten anderer widersprechen? Wie kann es gelingen, dem Ideal sexueller Selbstbestimmung näher zu kommen, ohne aus dem Blick zu verlieren, dass deren Funktionieren wahlweise auf Zwang, Herrschaft und Gewalt oder

auf Aushandlungen, Respekt und Kompromissbereitschaft beruhen können.?

Die durch den Menschenrechtsdiskurs begründete dezidierte Ablehnung jeder Form der Gewalt vereint sich mit der queeren Offenheit für Macht und Lust, Widersprüche und Konflikt zu einer kompromissbereiten Kompromisslosigkeit. In diesem Sinne geht es bei der menschenrechtsbasierten Sexualpädagogik eben gerade nicht einfach um das Erlernen und Umsetzen formaler Rechte, sondern um kontextspezifische, macht- und herrschaftssensible Formen sexueller Kommunikation und Praxis. In diesem Sinne wäre meine These, dass das Besondere an der IPPF- Erklärung zu Sexuellen Rechten (IPPF 2008) gar nicht darin liegt, dass universelle sexuelle Rechte formuliert werden, sondern dass diese aus einer sexualitätspositiven Haltung heraus begründet werden und eine eben solche unterstützen.

So lautet einer der leitenden Grundsätze der Erklärung: „In allen Gesellschaften ist Sexualität ein wesentlicher Teil der Persönlichkeit jedes Menschen. (...) sexualitätsbezogene Menschenrechte, ihr Schutz und ihre Förderung (sollten) Teil des täglichen Daseins aller Menschen weltweit sein. Darüber hinaus sollte Sexualität als positiver Aspekt des Lebens anerkannt werden.“ (9) Dies aber ist nicht die Formulierung eines Menschenrechts, sondern eines normativen Leitgedankens, dessen Umsetzung formale Rechte ebenso benötigt wie entsprechende soziale Praxen und ethische Haltungen, die ich hier als VerUneindeutigung rigider Normalitätsregime und Queerversity in Spiel gebracht habe.

So möchte ich schlussfolgern, dass eine menschenrechtsbasierte Sexualpädagogik und Sexualpolitik ihre Überzeugungskraft nicht primär durch ihren Bezug auf formale Rechte gewinnt, sondern dann, wenn der Universalismus sexueller Rechte der Anerkennung von Heterogenität dient, das heißt, wenn Rechte nicht als Anrufung von Autorität, sondern als Schauplatz sozialer Machtdynamiken fungieren und wenn darüber hinaus politische Ziele in den Menschenrechtsdiskurs eingeschrieben sind, die nicht am autonomen, rationalen Individuum, sondern der unhintergehbaren Andersheit der \_des Anderen orientiert sind. ■



## Bibliographie

- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hg.) (2012): *Diversity-Prozesse in und durch Verwaltungen anstoßen*, Berlin, [http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Handreichung-Diversity-Verwaltung-20120412.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Handreichung-Diversity-Verwaltung-20120412.pdf?__blob=publicationFile), 11.6.13.
- Butler, Judith (2009): *Außer sich: Über die Grenzen sexueller Autonomie*, in: dies.: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 35-69.
- Butler, Judith (2005): *Gefährdetes Leben. Politische Essays*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Chambers, Samuel/Carver, Terrell (2008): *Judith Butler and Political Theory: Troubling Politics*, London: Routledge.
- Dietze, Gabriele/Haschemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice (2007): »Checks and Balances. Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory«. In: Katharina Walgenbach/ et al. (Hg.): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, Opladen: Budrich, S. 107-139.
- Engel, Antke, Schulz, Nina, Wedl, Juliette (2005): *Kreuzweise queer. Eine Einleitung*. In dies. (eds.): »Queere Politiken. Analysen, Kritik, Perspektiven«. *femina politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 14.1 (2005), S. 9-23.
- Engel, Antke (2013): *Lust auf Komplexität. Gleichstellung, Antidiskriminierung und die Strategie des Queerversity*, in: *Feministische Studien* (1), S. 39-45.
- Engel, Antke (2012): *Spielräume sexualisierter Gewalt. Queeres Begehren im Spannungsfeld von staatlicher Regulierung und sexueller Subversion des Staates*, in: Haberler, Helga / Hajek, Katharina / Ludwig, Gundula / Paloni, Sara (Hg.): *Que(e)r zum Staat. Heteronormativitätskritische Perspektiven auf Staat, Macht und Gesellschaft*, Berlin: Querverlag, S. 188-207.
- Engel, Antke (2011): *Verwandtschaft durchkreuzen: Die Politik des Inzest als gewaltsame Regulierung des Sozialen*, in: Schneider, Martin / Diehl, Marc (Hg.): *Gender, Queer und Fetisch. Konstruktionen von Identität und Begehren*, Hamburg: Männerschwarm Script, S. 104-127.
- Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*, Frankfurt/M.: Campus.
- Foucault, Michel (1985): *Freiheit und Selbstsorge. Gespräch mit Michel Foucault am 20. Januar 1984*, in: Becker, Helmut et al.: *Michel Foucault. Freiheit und Selbstsorge*, Frankfurt/M.: Materialis, 7-28.
- Foucault, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Bd. I., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- GenderKompetenzZentrum (2010): *Genderkompetenz und Queerversity*, <http://www.genderkompetenz.info/genderkompetenz-2003-2010/genderkompetenz-und-queerversity>, 10.06.2013
- Hartmann, Jutta / Klesse, Christian / Wagenknecht, Peter / Fritsche, Bettina / Hackmann, K. (Hg.) (2007): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Heterosexualität als gesellschaftlichem Machtverhältnis*, Wiesbaden: VS.
- Herrmann, Steffen Kitty (2003): »Performing the Gap - Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung«, in: *arranca!* Nr.28, Aneignung I, Berlin, 2003, S. 22-26.
- IPPF (2008): *Sexuelle Rechte. Eine IPPF-Erklärung*, [http://www.profamilia.de/fileadmin/publikationen/profamilia/IPPF\\_Deklaration\\_Sexuelle\\_Rechte-dt2.pdf](http://www.profamilia.de/fileadmin/publikationen/profamilia/IPPF_Deklaration_Sexuelle_Rechte-dt2.pdf), 12.06.2013
- Jagose, Annamarie (2001): *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin: Querverlag.
- Liesch, Burkhard (2007): *Subtile Gewalt. Spielräume sprachlicher Verletzbarkeit*, Weilerswist: Velbrück.

Ohms, Constance (2008): *Das Fremde in mir. Gewaltdynamiken in Liebesbeziehungen zwischen Frauen. Soziologische Perspektiven auf ein Tabuthema*, Bielefeld: transcript.

Shimada, Shingo (2004): *Politik zwischen Differenz und Anerkennung: Multikulturalismus und das Problem der Menschenrechte*, in: Jaeger, Friedrich / Rösen, Jörn (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen (Bd. 3)*, Stuttgart / Weimar: Metzler, S. 474-488.

### Dr. Antke Engel

leitet das „Institut für Queer Theorie“ mit Sitz in Hamburg und Berlin, das seit 2006 Projekte initiiert, die sich einer "queeren Politik der Repräsentation" verschreiben und in denen sich akademische und aktivistische, philosophische, politische und künstlerische Praxen verflechten. Sie ist promovierte Philosophin, feministische Queer Theoretikerin und freiberuflich in Wissenschaft, Beratung und Kulturproduktion tätig. Sie war Gastprofessorin für Queer Studies an den Universitäten Hamburg und Wien sowie Research Fellow am ICI-Berlin. Neben zahlreichen Aufsätzen hat sie bislang zwei Monographien publiziert: *Wider die Eindeutigkeit* (2002) sowie *Bilder von Sexualität und Ökonomie* (2009).

Themengruppe 1

Theorie und Praxis der Umsetzung von sexueller Bildung/  
Kultur in ausgewählten Institutionen

# 1. Schule und sexualpädagogische Aufgaben

*Input: Gregor Prüfer*

Sexualpädagogik und Sexuelle Bildung betreffen an Schulen mehrere Beteiligte und entwickeln daher oft eine besondere Dynamik. Da sind die Schülerinnen und die Schüler, aber auch die Eltern dieser Kinder und Jugendlichen. Auch an der Schule sind es nicht nur die Lehrerinnen und Lehrer, die bestimmen, welche Angebote hier stattfinden, sondern die Schulleitung kann einen anderen Standpunkt einnehmen. Schließlich werden nicht selten Angebote von externen Pädagoginnen und Pädagogen durchgeführt. Damit kommen auch die externen Profis und deren Träger und Institutionen mit ins Spiel.

Neben der sexualpädagogischen Aufklärung aus der Grundschule findet sich das ‚Thema im Lehrplan der Weiterführenden Schulen im Fach Biologie und zum Thema Familie und Lebensplanung im Fach Religion und Ethik.

Aus Sicht vieler Lehrkräfte ergibt sich ein weites Feld an Fragestellungen, die durch die Erfahrungen aus dem Schulalltag aktuell werden. Dazu gehören zum Beispiel Fragen zur Entwicklung einer eigenen sexuellen Identität bei den Mädchen und Jungen, LesBiSchwul und Transgender, Homophobie und Ausgrenzung, Vorbehalte gegen Aufklärung, sexualisiertes Verhalten in der Unterstufe, sexuelle Grenzüberschreitungen und der Umgang mit Verdachtsfällen, freizügige Kleidung und Selbstdarstellungen der Schülerinnen und Schüler, Fragen zum Einfluss des kulturellen Hintergrunds in Bezug auf die Auseinandersetzung mit dem Thema Sexualität und einiges mehr.

Für Lehrkräfte und Schulleitungen stellen sich folgende Fragen:

- Wann ist der richtige Zeitpunkt für die thematische Auseinandersetzung?
- Wer ist die richtige Person für dieses Thema?

- Was ist der passende Rahmen innerhalb der Schule?

Es zeigt sich, dass die Schulen den Umgang mit Sexualpädagogik und Sexueller Bildung unterschiedlich gestalten. Von Vorteil ist es sicherlich, wenn Schulen den Umgang mit den relevanten Themen transparent verhandeln, offene und informative Elternarbeit betreiben und sowohl Angebote und Projekte innerhalb des regulären Unterrichtssettings integrieren als auch auf Angebote zuverlässiger externer Institutionen zurückgreifen.

Entsprechend der Grundlage der Bayerischen Verfassung, ergibt sich der Auftrag an die Schulen, sich dem Thema der Sexualpädagogik zu widmen. (siehe hierzu die Bayerische Verfassung, Art. 131 (1): Die Schulen sollen nicht nur Wissen und Können vermitteln, sondern auch Herz und Charakter bilden.)

Für die Schulen ist die Verhandlung von drei Themenschwerpunkten alltagsrelevant und diese können somit als mögliche Leitziele genannt werden: Identität, Verantwortung, Gesundheit. ■

M.A., Dipl. Soz.-Päd. Gregor Prüfer

ist seit 1999 freiberuflicher Fortbildungsreferent zu Themen der Genderpädagogik und zu Gender Mainstreaming und seit 2005 Mitarbeiter im Münchner Informationszentrum für Männer mit den Schwerpunkten Männerberatung und Gruppenarbeit für Männer mit Gewalthintergrund ([www.maennerzentrum.de](http://www.maennerzentrum.de)). Seit Januar 2011 ist er außerdem Mitarbeiter am Pädagogischen Institut in München, zuständig für Genderpädagogik und Jungenförderung in der Aufgabe als Zentraler Jungenbeauftragter an den Städtischen Münchner Schulen ([www.pi-muenchen.de](http://www.pi-muenchen.de)). [gregor.pruefer@muenchen.de](mailto:gregor.pruefer@muenchen.de)



---

## Zusammenfassung der Diskussion in der Arbeitsgruppe

Die Arbeitsgruppe „Schule“ stellte in ihrer Diskussion fest, dass das Thema Sexualität in Schulen nur behandelt wird, wenn sexuelle Grenzverletzungen stattfinden: Zwangsheirat /also Verstoß gegen die sexuelle Selbstbestimmung), sexualisierte Gewalt, freizügige Selbstdarstellung von SchülerInnen. Ein Problem, adäquate sexualpädagogische Angebote für SchülerInnen zu machen, sei, dass viele SchülerInnen zwar den Eindruck vermittelten „Die wissen schon Alles!“, in Wirklichkeit aber keiner so richtig Bescheid wüsste. LehrerInnen bräuchten zudem ganz praktisches Material, z.B. Stundenentwürfe, mit dem sie arbeiten könnten.

Die TeilnehmerInnen der Arbeitsgruppe kam zu dem ernüchternden Ergebnis, dass im Arbeitsfeld Schule

„Vieles, aber nicht alles möglich“ sei. Zum Beispiel werde das Thema Lust an Sexualität oft ausgeklammert, die Bildungsangebote vermittelten eher Wissen über Körperfunktionen, Entwicklungsphasen und Verhütung. Andererseits habe man immerhin erreicht, dass die Kultusministerkonferenz Sexualaufklärung an Schulen festgeschrieben hat, auch wenn Bayern seit 2008 einen Sonderweg gehe und externen Fachkräften die Sexualaufklärung an Grundschulen verboten habe. Wichtig sei für die sexualpädagogische Arbeit, die Institution Schule zu verstehen, und die Werte und Haltungen der Eltern, LehrerInnen, SchülerInnen und der Schulleitung zu berücksichtigen.





Workshop 2

Theorie und Praxis der Umsetzung von sexueller Bildung/  
Kultur in ausgewählten Institutionen

2. Alten-/Krankenpflege

*Input: Andrea Wering, Silke Wendland*

Sexualität in der Altenpflege – Erfahrungen aus der Praxis

*Input von Andrea Wering*

Das Thema Sexualität ist nach wie vor ein Tabu in der Altenpflege. Es wird dann thematisiert, wenn Probleme sichtbar sind. In diesem Zusammenhang werden Übergriffe auf das Pflegepersonal, häufig von Menschen mit Demenz benannt. Die Zusammenarbeit mit den HausärztInnen gestaltet sich in diesem Zusammenhang als schwierig, da diese eine Erhöhung der Medikation als einzige Lösung für das grenzüberschreitende Verhalten sehen. Selten wird überlegt, welche anderen Möglichkeiten zur Problemlösung führen könnten. Generell wird der Wunsch nach Nähe problematisiert, anstatt ihn als Grundbedürfnis wahrzunehmen.

Wenn es um sexuelle Gewalt geht, sind HausärztInnen meist massiv überfordert. Aus meiner eigenen Praxis kann ich von einem Beispiel berichten. Eine Patientin wies massive Verletzungen im Genitalbereich auf. Die Schamlippen hatten blutige Risse und es war deutlich erkennbar, wie diese Verletzungen entstanden sind. Die Hausärztin meinte jedoch die Verletzungen seien die Folge der Inkontinenz und des ständig vorherrschenden feuchten Milieus und nicht gewaltsam entstanden, obwohl ihr die schwierige Lebenssituation der Frau mit ihrem alkoholabhängigen Lebenspartner bekannt war. Sie verschrieb Wund- und Heilsalbe und regte an, einen Dauerkatheter zu legen. Ein Besuch bei einer Gynäkologin bestätigte jedoch den Anfangsverdacht. Nur durch die Initiative des Pflegedienstes konnte der Frau geholfen werden, die Hausärztin wollte sich „nicht einmischen in das Privatleben“. Inzwischen wohnt die Frau in einer betreuten Wohnanlage, lebt getrennt von ihrem Partner und hat eine neue Hausärztin.

Um die Erarbeitung und Umsetzung von Konzepten zur Sexualität in der Pflege zu verwirklichen, geht der Weg am Medizinischen Dienst der Krankenkassen (MDK) nicht vorbei. Der MDK stellt Kriterien zur Qualität auf und prüft diese gewöhnlich in einem jährlichen Rhythmus. Konzepte zum Thema Sexualität werden hier nicht gefordert. Wenn Sie vorliegen, werden sie zur Kenntnis genommen. Wichtiger sind hier eher Risikoassessments und die Systematik der Dokumentation. Es geht um die grundlegenden Bedürfnisse wie Essen und Schlafen, Sexualität ist laut dem MDK kein Grundbedürfnis. Gerade in der Dokumentation wird diese Vernachlässigung sichtbar. In vielen Pflegekonzepten taucht die Aktivität des täglichen Lebens „Sich als Mann oder Frau fühlen“ auf, wird in der Praxis jedoch eher stiefmütterlich behandelt. Unter diesem AEDL sind in der Pflegeplanung dann Sätze wie „Frau M. kleidet sich geschlechtsspezifisch“ oder „Herr K. legt Wert auf die tägliche Rasur“ zu lesen. In der Pflegeanamnese finden sich keine Punkte zu den Themenbereichen und in vielen Einrichtungen der Altenhilfe werden klassische Stammbblätter verwandt, auf denen angekreuzt werden kann ob der Patient verheiratet, geschieden oder verwitwet ist, oder ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Die Tatsache, dass es andere Lebensformen und noch etwas zwischen Mann und Frau gibt, wird nicht berücksichtigt.

Von pro familia wünsche ich mir als Pflegedienstleitung Unterstützung in der Entwicklung von Konzepten, in







der Diskussion des Themas auf den höheren Ebenen der Einrichtungen und Trägern und bei der Koordination der Fortbildungen für die MitarbeiterInnen der Einrichtungen.

Die Pflege weiß schon, dass dieses Thema wichtig ist und im täglichen Pflegekontakt passieren auch schon viele gute Dinge. Doch in Zeiten, in denen Einrichtungen um ihr Überleben kämpfen, Pflegedienste in Zeiten der Altenpflegeumlage und der Verhandlungen zur Stundenvergütung mit den Krankenkassen existentiellen Sorgen ausgesetzt sind ist es unmöglich, dem Thema Sexualität so viel Beachtung zu schenken wie es notwendig wäre. ■

### Andrea Wering

ist seit 1999 examinierte Altenpflegerin und hat über viele Jahre in stationären Einrichtungen der Altenhilfe kirchlicher Trägerschaft gearbeitet. Seit 2008 arbeitet sie in der ambulanten Pflege. Nach Beendigung ihres Studiums des Pflege- und Gesundheitsmanagements an der Fachhochschule Münster ist sie seit 2011 als Pflegedienstleitung bei der Comfort Pflege Ostviertel Münster tätig. Zudem ist sie ausgebildete Palliative Care Fachkraft sowie Fachkraft für Palliative Geriatrie.

## Sexualität – (K)ein Thema in der Altenpflege?

### *Input von Silke Wendland*

In dem für pro familia relativ jungen Themengebiet „Sexualität und Älterwerden“ ist die Zusammenarbeit mit dem System Altenpflege besonders neu und ungewohnt. Wir bewegen uns dabei in einem unbekanntem Terrain, das am ehesten vergleichbar ist mit unserer Arbeit im Bereich „Sexualität und Behinderung“; vor allem, wenn es die Besonderheiten von stationären Einrichtungen betrifft. Einiges ist übertragbar, anderes aber auch fremd und vollkommen neu.

Bei pro familia in Niedersachsen sammeln wir seit ca. 2008 gezielt Erfahrungen in diesem Arbeitsbereich. Wir veranstalten Fachtagungen, bilden Altenpflege- und Betreuungskräfte fort und arbeiten mit Altenpflegeschoolen zusammen. Dabei entwickeln wir unsere Angebote Stück für Stück weiter und versuchen, sie immer zielgerichteter anzupassen. Diese Erfahrungen sowie meine eigene Tätigkeit in der Altenpflege während meiner Studienzeit bilden die Basis für dieses kleine Impulsreferat. Ich bitte um Verständnis, wenn ich aufgrund der Kürze der Zeit einiges auch nur verkürzt oder behauptend darstellen kann. Die folgenden Ausführungen gelten gleichermaßen für stationäre wie ambulante Einrichtungen der Altenpflege.

Welche sexuelle Kultur finden wir in Altenpflegeeinrichtungen? Um diese Frage zu beantworten ist es zunächst wichtig zu wissen, dass Altenpflege ein Berührungsberuf ist. Altenpflegekräfte sind ganz nah dran an den Men-

schen, die sie pflegen. Sie berühren sie an den intimsten Stellen ihres Körpers. Die ständige Verletzung und Überschreitung fremder und eigener Grenzen gehört zu ihrem beruflichen Alltag. Um dies zu verdeutlichen möchte ich gern Christine Sowinski vom Kuratorium Deutsche Altershilfe (KDA) zitieren: „Altenpflegekräfte arbeiten in der Unterhose!“

Altenpflegekräfte sind den Menschen, die sie pflegen, aber nicht nur körperlich nah. Da sie diese meist über Jahre hinweg betreuen, entwickeln sie zu ihnen oft auch eine sehr persönliche Nähe. Vor allem in der ambulanten Pflege sind sie häufig einer der wenigen noch verbliebenen sozialen Kontakte, den der oft alleinstehende alte Mensch tagtäglich erlebt. Die Pflegekraft wird somit zu einer Art IntimpartnerIn, dem bzw. der auch viel Privates anvertraut wird.

In dieser sowohl körperlich als auch persönlich nahen Pflegebeziehung wird die Altenpflegekraft mit sehr viel konfrontiert: Mit Bedürfnissen nach Nähe und Zärtlichkeit, Schamgefühlen, kleinen Neckereien und Flirten, Eifersüchteleien, guten wie schlechten Stimmungen der Bewohnerinnen und Patienten, dem Berühren intimster Körperstellen, dem Anvertrauen sehr privater Lebensgeschichten und Ähnlichem.

Mit all dem gehen Altenpflegekräfte tagtäglich um. Sie würden diese Dinge aber niemals selbst unter die Überschrift „Sexualität“ setzen. Das hängt damit zusammen,

dass im Gegensatz zu pro familia in der Altenpflege das Verständnis von Sexualität sehr eng gefasst ist. Als Sexualität gilt das, was unmittelbar mit Geschlechtsverkehr zu tun hat. Alles andere, mit dem umgegangen wird, hat nichts mit Sexualität zu tun – und darf es auch nicht! Dies hängt damit zusammen, dass Sexualität traditionell in der Pflege kein Thema ist. Historisch entstanden aus der kirchlichen Armenfürsorge hat Pflege grundsätzlich asexuell und geschlechtsneutral zu sein. Relikte davon sind heute noch zu finden: Die Farbe der Pflegekleidung ist überwiegend „jungfräuliches“ Weiß; weibliches Pflegepersonal wird in der Regel mit „Schwester“ angesprochen – und zu seiner Schwester hat man keine sexuelle Beziehung!

Folgendes Beispiel soll dies noch näher erläutern: Wenn eine Altenpflegekraft einen inkontinenten Bewohner im Intimbereich wäscht und dabei die Vorhaut des Penis zurückschiebt, um ihn zu säubern, ist dies für sie nichts Sexuelles, sondern ihr Pflegeauftrag. Dass diese Handlung sehr wohl an etwas Sexuelles erinnern kann und sowohl bei dem Bewohner als auch bei ihr selbst (positiv wie negativ) etwas auslösen kann, ist Pflegenden in der Regel nicht bewusst.

Eine selbstreflexive Auseinandersetzung mit Themen und speziell mit dem Thema Sexualität wird in der Altenpflegeausbildung meist nicht erlernt oder eingeübt und auch im weiteren Berufsalltag nicht gefördert oder unterstützt. Es ist zum Beispiel nicht üblich, dass Altenpflegerinnen und Altenpfleger Supervision für ihre anspruchsvolle und z.T. sehr belastende Arbeit erhalten. Auch institutionalisierte Teamsitzungen, in denen sich das Personal kollegial austauscht oder berät, sind keine Selbstverständlichkeit. Im Pflegealltag gilt Sexualität als das Störende und als Ausnahme. Sexualität ist ein Problem, das gelöst werden muss und das bei der grundsätzlich herrschenden Zeitnot noch zusätzliche Arbeit verursacht. Dabei gestehen Pflegekräfte alten Menschen durchaus eine Sexualität zu und verstehen, dass dies etwas Positives und Lustvolles sein kann. Sie ordnen sie aber der Privatsphäre zu, die mit ihnen als Pflegenden und mit ihrer Berufssphäre nichts zu tun hat. In Fortbildungen höre ich von Altenpflegerinnen und Altenpflegern häufig: „Das ist doch deren Sache; das geht mich doch nichts an. Das ist doch viel zu privat!“ Deutlich ist: Sexualität gilt in der Altenpflege nicht als menschliches Grundbedürfnis (wie Essen, Trinken oder Schlafen), für das es einen Pflegeauftrag gibt. Zwar gibt es Ansätze hierzu in einigen Pflegekonzepten, genauer ausformuliert und in der Praxis umgesetzt werden sie bisher leider nur selten.

Damit kommen Altenpflege- und Betreuungskräfte in unsere pro familia Fortbildungsveranstaltungen: Sie

erwarten Techniken und (Patent)Lösungen, um mit den aktuellen Situationen umgehen zu können, in denen Sexualität als Problem auftritt, zum Beispiel in Form von Übergriffen auf das Pflegepersonal oder exhibitionistischem Verhalten von Bewohnerinnen auf dem Wohnbereichsflur. Manchmal werden sie auch von der Einrichtung geschickt mit dem Auftrag, diese Techniken zu erlernen, um im Anschluss ihrerseits das übrige Personal schulen zu können.

Klar ist aber, dass unsere Fortbildungen an einer ganz anderen Stelle ansetzen und ansetzen müssen. Wir versuchen zunächst, Sexualität überhaupt besprechbar zu machen und einen grundsätzlich anderen Blick darauf zu ermöglichen. Es geht um sexuelle Bildung und um die persönliche Auseinandersetzung mit dem Thema. Erst zu einem späteren Zeitpunkt ist dann der Weg geebnet, auch auf konkrete Problemfälle schauen zu können. In unseren Fortbildungen geht es zunächst mehr um Haltung statt um Handlung. Mit diesem thematischen Zugang erscheinen wir den Pflegekräften, die erwarten etwas zutiefst Praktisches an die Hand zu bekommen, manchmal wie von einem anderen Stern.

Eigentlich braucht es in der Zusammenarbeit mit dem System Altenpflege länger andauernde Fortbildungseinheiten oder -reihen. In der Praxis ist es aber schon schwer zu organisieren und manchmal auch unmöglich, Pflegekräfte für einen Tag oder auch nur einen halben freizustellen, da der ungestörte Ablauf des Pflegebetriebs gewährleistet sein muss.

Zu betonen ist: Die Schulung des Personals ist wichtig, reicht aber nicht aus. Es kann nicht allein in der Verantwortung des Pflegepersonals liegen, dass Sexualität in der Pflege als menschliches Grundbedürfnis, auf das Menschen ein Recht haben, Berücksichtigung findet. Es müssen umfassende Strukturen in der Altenpflege und den jeweiligen Einrichtungen geschaffen werden, wie Konzepte, Standards, die Überprüfung baulicher Gegebenheiten, spezifische Angebote und Schulungen für Pflege- und Betreuungskräfte, leitendes Personal, für Bewohnerinnen und Patienten sowie deren Angehörige usw. Und nicht zuletzt muss sexuelle Bildung zu einem selbstverständlichen Teil der Altenpflegeausbildung werden. Bei diesen Prozessen kann pro familia unterstützend schulen und begleiten durch ihr spezifisches Verständnis von sexueller Bildung.

Am Ende dieses Impulsreferats möchte ich noch auf einige Schwierigkeiten hinweisen:

- Wer bezahlt die Fortbildung und Begleitung durch pro familia? Schon jetzt sind die vergleichsweise niedrigen





Honorare, die pro familia verlangt, für einige Altenpflegeeinrichtungen zu kostspielig.

- Der Umgang mit Intimität und Sexualität ist bisher kein Prüfkriterium des Medizinischen Diensts der Krankenkassen (MDK).
- Es braucht insgesamt eine qualitative Aufwertung des Altenpflegeberufs sowie besser ausgebildetes und geschultes Personal.
- Wie ist mit den vielen konfessionellen Trägern der Altenhilfe umzugehen, die oftmals eine eher rigide Sexualmoral vertreten? ■

### Silke Wendland

ist Dipl.-Pädagogin und Dipl.-Theologin. Sie ist Leiterin des Fachbereichs „Sexualität und Älterwerden“ und Koordinatorin des Arbeitskreises „Sexualität und Behinderung“ beim pro familia Landesverband Niedersachsen in Hannover. Außerdem ist sie Referentin in der Fortbildung von Beschäftigten und Auszubildenden in der (Alten) -Pflege und -Betreuung.

## Zusammenfassung der Diskussion in der Arbeitsgruppe

### Alexandra Ommert

Andrea Wering hat in Ihrem Impuls aus Sicht der Pflegekräfte und Pflegedienstleitung bestärkt, dass strukturelle Bedingungen für die Arbeit am Thema in den Pflegeeinrichtungen kaum vorhanden sind.

Sexualität spielt in unterschiedlicher Weise in der Altenpflege eine Rolle:

- Übergriffe zwischen Pflegekräfte und Pflegebedürftigen in beide Richtungen
- Sexualität in Pflegepraxis
- Ermöglichung eines selbstbestimmten Sexuallebens der Pflegebedürftigen
- Grenzen der Pflegekräfte / Supervisionsbedarf
- Sprachfähigkeit für Pflegekräfte, aber auch für die Pflegebedürftigen

Zusammen mit den TeilnehmerInnen sammeln wird Punkte, die die Thematisierung von Sexualität in der Pflege im Weg stehen:

Wir können jedoch auch viel tun, was trotz der schlechten Rahmenbedingungen möglich ist:

- Pflegekräften vermitteln, wie sie das Thema Sexualität in den alltäglichen Handlungen einfließen lassen können, in dem es eine Sprache bekommt und wir eine grundsätzliche Haltung dazu vermitteln.
- Sensibilisierung für das Thema hervorrufen, Reflexion anregen ■



- Gesamtgesellschaftlich für die Enttabuisierung des Themas arbeiten
- Bspw. könnte pro familia eine Kampagne anstoßen, die selbstbestimmte Sexualität von älteren, pflegebedürftigen Menschen thematisiert / darstellt.

pro familia muss unterschiedliche Zielgruppen im Blick haben, wenn Sie an dem Thema arbeitet:

- Angehörige
- Pflegebedürftige
- Pflegekräfte
- Pflegedienstleitungen und Einrichtungsleitungen
- MultiplikatorInnen
- ÄrztInnen. ■

### Alexandra Ommert

ist Referentin für Fort- und Weiterbildung beim pro familia Bundesverband

Workshop 3

Theorie und Praxis der Umsetzung von sexueller Bildung/  
Kultur in ausgewählten Institutionen

### 3. Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen

*Input: Dr. Swantje Köbsell*

#### Wie wird Sexualität in und durch Institutionen behindert? Ein Beitrag aus Sicht der Disability Studies

Die Disability Studies entstanden in den 1980er Jahren aus den Behindertenbewegungen der USA und Großbritannien heraus. Grundlage war jeweils die radikale Absage an das vorherrschende Bild von Behinderung, das Behinderung als tragisches individuelles, in einem biologischen „Defekt“ begründetes, Schicksal ansah (individuelles bzw. medizinisches Modell von Behinderung).

Die Behindertenbewegungen und nachfolgend die Disability Studies hingegen sahen Behinderung als das Ergebnis eines sozialen Konstruktionsprozesses, der an der individuellen Beeinträchtigung ansetzt und auf diese mit gesellschaftlichem Ausschluss reagiert. Dieses sog. soziale Modell von Behinderung trennte die biologische von der gesellschaftlichen Ebene, ähnlich wie bei der Unterscheidung in Sex und Gender<sup>1</sup>, und ermöglichte dadurch die Analyse der kulturellen „Überstülpungen“, die aufgrund von Beeinträchtigung erfolgen.

Diese Analyse belegte, dass Behinderung keine unveränderliche, ahistorische Kategorie ist, sondern vielmehr in Abhängigkeit vom jeweiligen kulturellen und historischen Kontext unterschiedliche Ausprägungen haben kann. Hinzu kommt, dass es eine wenig konturierte Kategorie ist, die Menschen mit unterschiedlichsten von der gesellschaftlichen Norm abweichenden Merkmalen zusammenfasst.

Anliegen der Disability Studies ist, aus der Perspektive der Betroffenen die gesellschaftlichen Praxen und Diskurse zu untersuchen, durch die Menschen mit Beeinträchtigungen zu „Behinderten“ werden, um u.a. herauszufinden, wie und wo Behinderung hergestellt wird und welche Differenzlinien (wie Geschlecht, kultureller/religiöser Hintergrund, Sexualität, Alter etc.) sich im Zusammenspiel mit Behinderung in welcher Weise auswirken (Intersektionalität).

Die Sicht des medizinischen Modells auf Behinderung hatte – wie auch die Befreiung davon – weitreichende Konsequenzen für Menschen mit Beeinträchtigungen. Im medizinischen/individuellen Modell galten sie als hilflose, bedürftige, abhängige Gruppe, die nicht für sich selbst sprechen kann bzw. darf, weshalb sie Experten „benötigte“, die für sie sprechen. Dies wiederum führte zu einer Dominanz von Behinderungsspezialisten und weitreichender Fremdbestimmung in allen Bereichen des Lebens; so auch im Hinblick auf Sexualität. Über viele Jahre wurde sie „den Behinderten“ völlig abgesprochen oder dämonisiert. Im Zuge der „sexuellen Revolution“ gab es zwar Zugeständnisse, grundlegend blieb aber eine paternalistische Haltung, die den Experten die Entscheidungsgewalt darüber, was sexuell erlaubt war und was nicht, vorbehielt. Ausdruck dieser Haltung ist das erstmalig 1977 im Reha-Verlag erschienene (und



<sup>1</sup> Wie die Unterscheidung in sex und gender wird auch die in Behinderung und Beeinträchtigung inzwischen stark kritisiert, vgl. Schneider/Waldschmidt 2012



1995 noch einmal aufgelegte) Buch „Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten“, in dem nichtbehinderte Expert/innen für zahlreiche Behinderungsarten der Titelfrage nachgehen und mit unterschiedlichen Erlaubnisspielräumen beantworten. Sexualität war in dieser Sichtweise kein Recht des beeinträchtigten Individuums, sondern etwas für das graduelle Erlaubnisse ausgestellt wurden. Diese Haltung ist inzwischen glücklicherweise Geschichte; zumindest öffentlich spricht inzwischen niemand behinderten Menschen mehr das Recht auf Sexualität ab – umsetzen können es dennoch viele von ihnen nicht.

Das soziale Modell ist inzwischen in der Mitte der Gesellschaft angekommen, wie z.B. die UN Behindertenrechtskonvention verdeutlicht, die als „behindert“ Menschen definiert, „die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, die sie in Wechselwirkung mit Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können.“ (Art. 1, Abs. 2). Diese Definition beschreibt sowohl die Flexibilität/Instabilität der Kategorie wie auch die Abhängigkeit von gesellschaftlichen und kulturellen Variablen. Und diese Definition lässt sich gut der Beantwortung der Titelfrage zugrunde legen: Welche Barrieren behindern die Sexualität von Menschen mit Beeinträchtigungen? Sie sind zahlreich: Vorurteile und Zuschreibungen von Asexualität oder ewigem Kindsein, das vorherrschende Schönheitsideal, das bei Menschen mit Beeinträchtigungen oft zur Ausprägung eines negativen Selbstbildes führt, die fehlende sexuelle Aufklärung, fehlende Gelegenheiten potentielle Partner/innen kennen zu lernen, Berührungängste, Normalitätsvorstellungen – um nur einige zu nennen. Hier soll vor allem eine beleuchtet werden: Das Leben in einer Institution.

Der Soziologe Erving Goffman beschrieb bereits in den 1960er Jahren das, was er „Totale Institution“ nannte. Die von ihm beschriebenen Merkmale dieser sind, dass alle Mitglieder einer solchen überall einer zentralen Autorität unterworfen sind, die allgemein übliche Trennung von privat, gemeinschaftlich und gesellschaftlich aufgehoben ist, Regeln vorschreiben, was getan werden darf, ihre Einhaltung wird durch die Angestellten kontrolliert; das gesamte Leben wird unter einen „rationalen Plan“ untergeordnet.

Diese Beschreibung ist nun über 50 Jahre alt; leider hat sie jedoch kaum an Aktualität verloren. Auch heute gilt für das Leben in Einrichtungen: Die menschlichen Bedürfnisse der Bewohner/innen werden zentral geregelt (Mahlzeiten, Schlafengezeiten etc.), der gesamte Tagesablauf ist fremdbestimmt, die Intimsphäre der Bewohner/innen wird oftmals genauso wenig geachtet wie ihre persönlichen Grenzen. Zwischen Bewohner/

innen und Personal besteht ein eklatantes Machtgefälle, die Bewohner/innen sind in dem was ihnen ermöglicht wird letztendlich von den Einstellungen und Entscheidungen des Personals abhängig. Wie sich dies auf das Leben der Bewohner/innen im Hinblick auf die Möglichkeit, selbstbestimmte Sexualität zu leben auswirkt, soll schlaglichtartig anhand von Ergebnissen aus der sog. „Bielefelder Gewaltstudie“ gezeigt werden.

Im Rahmen der Studie, die das Ausmaß der Gewalterfahrungen, die Frauen mit Beeinträchtigungen erfahren erhoben hat, wurden auch zahlreiche Frauen, die in Einrichtungen leben, befragt. Deren Angaben belegen, dass Reglementierungen des Alltags und Bevormundung nach wie vor zum Heimalltag gehören, auch Teilhabebeeinträchtigungen und soziale Ausgrenzung wurden benannt. Insbesondere Einschränkungen im Hinblick auf die Wahrung der Intimsphäre wurden angeführt, was auch darin begründet ist, dass das Einzelzimmer in Einrichtungen immer noch keine Selbstverständlichkeit ist und bei weitem nicht alle Einrichtungen über abschließbare Waschräume verfügen. Viele der in Einrichtungen lebenden Frauen, die befragt wurden, gaben an keine Partnerschaftsbeziehung zu führen – „(d)as Leben in Einrichtungen scheint (...) vielfach nicht mit einem Zusammenleben in festen Paarbeziehungen (...) vereinbar zu sein.“ (Universität Bielefeld o.J., 3)

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in stationären Einrichtungen Selbstbestimmung – auch und gerade im Hinblick auf Sexualität – erschwert bis unmöglich ist. Das (Aus)Leben von Sexualität ist dort nach wie vor etwas, das von den Einstellungen des Personals und dessen Erlaubnissen oder Verboten abhängt. Erschwerend kommt hinzu, dass die strukturellen Bedingungen der Fremdbestimmung insbesondere für Mädchen und Frauen signifikant die Gefahr erhöhen, Opfer sexualisierter Gewalt zu werden.

Um die Sexualität von Menschen mit Beeinträchtigungen zu ent-hindern muss sich, insbesondere auf Seiten des Personals, vieles verändern: So müssen Vorstellungen von „normaler“ Sexualität hinterfragt und Bewusstsein für Grenzüberschreitungen und strukturelle Gewalt entwickelt und in abbauende Handlungen übersetzt werden. Ferner müssen (Frei-)Räume geschaffen werden, die Begegnung, Ausprobieren, Erfahrungen ermöglichen, in denen der Körper, Zärtlichkeit und Sexualität zum Thema gemacht werden, sich neue Sichtweisen entwickeln können.

Dies wird jedoch unter den strukturellen Bedingungen des Lebens in stationären Einrichtung nur bedingt möglich sein, da diese immer der Fremdbestimmung Vorschub leisten – in letzter Konsequenz verlangt die Umsetzung der Forderung nach Selbstbestimmung die

Auflösung von stationären Einrichtungen. Parallel dazu muss sich aber auch gesellschaftlich einiges bewegen: „Begehren, Leidenschaft und Zärtlichkeit lassen sich nicht einfordern wie Rampen an öffentlichen Gebäuden und Aufzüge an Bahnhöfen.“ (Vernaldi 2003) – eine wirkliche Ent-hinderung der Sexualität von Menschen mit Beeinträchtigungen bedarf einer veränderten Kultur im Umgang mit dem „Anderssein“! ■

## Literatur

Goffman, Erving (1973): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt/Main

Kluge, K.-J./Sparty, Leo (1977): „Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten?“, Bonn-Bad Godesberg: Reha-Verlag

Schneider, Werner/ Waldschmidt, Anne (2012): *Disability Studies*. In: Moebius, Stephan (Hg.): *Kultur. Von den Cultural Studies zu den Visual Studies*, Bielefeld: transcript, S. 128-150

Vereinte Nationen: *Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen*,

<http://www.institut-fuer-menschenrechte.de/de/menschenrechtsinstrumente/vereinte-nationen/menschenrechtsabkommen/behindertenrechtskonvention-crpd.html#c1911>

Vernaldi, Matthias (2003): *Vom Grundrecht auf Sexualität und die (Un)Möglichkeit, es einzufordern. Erfahrungshintergrund der Initiative Sexybilities, Sexualität und Behinderung*, in: Hermes, Gisela/Köbsell, Swantje (Hg.), *Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003*, Kassel, S. 97-102

Universität Bielefeld, Fakultät für Gesundheitswissenschaften und Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) (o.J.): „Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen in Deutschland“ Eine repräsentative Untersuchung im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), Kurzfassung

## Zum Weiterlesen

Clausen, Jens/ Herrath, Frank (Hg.) (2013): *Sexualität leben ohne Behinderung. Das Menschenrecht auf sexuelle Selbstbestimmung*, Stuttgart (Kohlhammer),

Köbsell, Swantje (2012): *Wegweiser Behindertenbewegung. Neues (Selbst)Verständnis von Behinderung*, Neu-Ulm: AG SPAK

### Dr. Swantje Köbsell

ist Koordinatorin der Arbeitsgemeinschaft „Disability Studies in Deutschland - Wir forschen selbst“. Lektorin an der Universität Bremen im Lehrgebiet „Inklusive Pädagogik“ mit den Arbeitsschwerpunkten: Heterogenität/Intersektionalität, Gender & Sozialisation, Disability Studies, Behinderung & Geschlecht, Eugenik/ Bioethik und ihre Bedeutung für behinderte Menschen.

## Zusammenfassung der Diskussion der Arbeitsgruppe

Die Arbeitsgruppe Behinderteneinrichtungen befassten sich in ihrer Diskussion mit dem Spannungsfeld zwischen Fürsorge und Selbstbestimmung. Es müsse immer wieder betont werden, dass jeder das Recht habe, positive und negative Erfahrungen mit Sexualität zu machen. pro familia könne dabei unterstützen, dass dieses Recht anerkannt und umgesetzt werde.

Das Problem sei, dass in Heimen menschliche Bedürfnisse und Beziehungen zentral geregelt würden, der Tagesablauf fremdbestimmt sei und die BewohnerInnen von den Einstellungen und Haltungen der sie Pflegenden abhängig seien. Dadurch, dass viele HeimbewohnerInnen

kein eigenes Zimmer und keine Intimsphäre hätten, könnten sie Sexualität und/oder eine Partnerschaft nicht leben. Es sei nicht hinnehmbar, dass die Erfüllung eines zentralen menschlichen Bedürfnisses von der Erlaubnis der Institution Heim abhängt. Die TeilnehmerInnen forderten, dass die Kultur des Umgangs mit dem Anderssein sich verändern müsse, da Sexualität und Intimität nicht einfach wie Barrierefreiheit wie z.B. durch den Bau einer Rampe eingefordert werden könne. Um Sexualität zu „ent-hindern“, müssten Freiräume für Begegnungen und Erfahrungen geschaffen werden. ■





## Workshop 4

# Theorie und Praxis der Umsetzung von sexueller Bildung/ Kultur in ausgewählten Institutionen

## 4. Beratungsstellen

*Input: Astride Velho, Serdar Yolcu*

Interkulturelle Öffnung und rassismuskritische Perspektiven – ein Spannungsfeld?!

### *Input von Astride Velho*

Interkulturelle Ansätze können als Versuch bezeichnet werden der Diversität und Pluralisierung von Lebensformen in der Bundesrepublik gerecht zu werden. Der Tatsache, dass in diesem Land über 15 Millionen Menschen leben, denen ein Migrationshintergrund nachgesagt wird. Die Institutionen, die pädagogische und psycho-soziale Praxis soll interkulturell geöffnet werden. Professionalisiert in einer Weise, so dass interkulturelle Kommunikation im beruflichen Setting möglicher wird, kulturelle Differenzen Anerkennung erfahren und Bewusstwerdung über, oder die Veränderungen der eigenen Werte und Normen gefördert wird.

Interkulturelle Zugänge sind vielfältig und heterogen, auch beispielsweise im Umgang mit Fragen zu sexueller Bildung und dem Geschlechterverhältnis. Bitte sehen Sie mir nach, dass ich trotzdem generalisierend auf einige Grundannahmen Bezug nehme, um aus rassismuskritischer Perspektive ein so manchen interkulturellen Ansätzen immanentes, hoch problematisches und folgenreiches Spannungsfeld zu beleuchten.

Der Begriff Interkulturell recurriert häufig, quasi selbstverständlich und unthematisiert auf „Menschen mit Migrationshintergrund der ersten zweiten und x-ten Generation, Ausländer, MigrantInnen“ usw. und die mit der erkannten Andersheit einhergehende kulturelle Verschiedenheit. Es geht mir nicht darum in Abrede zu stellen, dass Differenzen kultureller Art oder von Werten und Lebensgewohnheiten für die berufliche Praxis von Relevanz sein können. Kultur möchte ich aber im Gegensatz dazu in Anlehnung an das Verständnis der Cultural Studies nicht als natürliche oder feststehende

Größe, die gewissen Menschengruppen per ethnischer oder sozialer Herkunft oder Religion zugeordnet werden kann, verstanden wissen. Kultur kann als „Landkarte der Bedeutungen“ verstanden werden, deren Definitionen im Kontext von gesellschaftlichen Machtbeziehungen dominiert, aber auch mit gestaltet, ausgehandelt und umkämpft werden (Mecheril et al. 2010, 95).

Ich möchte nun aus der Perspektive der Rassismustheorie darauf aufmerksam machen, dass interkulturelle Ansätze und Praxen, die in ohnehin machtvollen institutionellen Kontexten stattfinden, oftmals dreierlei Gefahren in sich bergen, obgleich ihr Anspruch sicherlich nicht der der Exklusion ist (Mecheril 2005, 311ff.):

Erstens: Sie stellen Andere erst her, sie markieren Menschen mit einem Migrationshintergrund, womöglich ungeachtet dessen, ob das betreffende Subjekt dies als konstitutiv oder relevant für sich und sein Befinden und die möglicherweise vorliegende Frage oder Problematik betrachtet. In den Postcolonial oder Cultural Studies wird diese machtvolle Praxis „Othering“, zum-Anderen-, zur-Anderen-Machen, genannt.

Zweitens: Die erkannte Andersheit, wird als kulturelle ge'labelt'. Es ist die unterschiedliche Kultur, die den Anderen zu eigen ist, die mit der Verkörperung der Andersheit einhergeht. Variabel kann diese Kultur als „einfach anders“, als rückständig, patriarchal oder auch als begehrenswert exotisch aufgeladen werden. Je nach Diagnose schließen sich entsprechende professionelle Praxen an, die gerade auch im Bereich der sexuellen Bildung oder bezüglich der Geschlechterverhältnisse wirksam werden können.



Interkulturelle Perspektiven vermitteln eine quasi vorliegende Natürlichkeit der Andersheit der Anderen, der „mit Migrationshintergrund“.

Diese Setzung ist ein relationales Verhältnis, sie sind im Vergleich zu „uns“ anders, deshalb benötigt der Umgang mit „ihnen“ spezifische interkulturelle Kompetenzen, die wir aber inzwischen als Querschnittsaufgabe erkennen. Die Frage, ob das, was „wir“ als interkulturelle Perspektive verstehen, der adäquate Wahrnehmungs- und Handlungsrahmen dafür ist, wie wir mit der durch Verschiedenheit und soziale Ungleichheiten geprägten Gesellschaft umgehen, wird zumeist nicht gestellt.

Drittens: Eine Fixierung auf die Kultur der Anderen und kulturelle Differenzen birgt nicht nur die Gefahr Menschen ungeachtet ihrer Subjektivität auf etwas festzuschreiben, sie auf gewisse Positionen zu verweisen, sondern auch Dominanz und soziale Ungleichheit zu verschleiern. Interkulturelle Ansätze und Perspektiven, die das Vorhandensein gesellschaftlicher Machtverhältnisse, die Deprivilegierung der als Anderen geltenden und die eigene Machtpositionen gegenüber Adressat\_innen im beruflichen Handeln dethematisieren, setzen diese fort.

Trotz Ächtung des Rassismus als Menschenanschauung und „respektable Theorie“ nach der Shoa ist er nicht einfach verschwunden (Mecheril/ Velho 2012). Rassismus ist eine Praxis der machtvollen Unterscheidung zwischen Menschen, die diese Differenzen über „Abstammung“, „Religion“ oder „Kultur“ konstruiert und herstellt (Mecheril / Melter 2010, 156):

Diese Zeichen der Andersheit werden in scheinbar unveränderlicher Verbindung zu stabilen Dispositionen auf der Ebene von „Charakter“, „Intelligenz“ oder „Temperament“ gesehen. Eigene fraglos zugehörige, mehrheitsangehörige „Mentalitäten“ werden in Abgrenzung zu den Eigenschaften der Anderen als positiv oder normal angesehen, während die Anderen als minderwertig oder besonders und nicht-zugehörig betrachtet und positioniert werden. Rassismus ist in der Mitte der Gesellschaft angesiedelt. Diese Unterscheidungsweise bestimmt darüber, wer dazugehört und wer nicht dazugehört und wer welche Ressourcen und Rechte in Anspruch nehmen kann oder nicht. Rassismus legitimiert Herrschaftsverhältnisse, deren teil wir sind. Wichtig ist also, Rassismus nicht als Eigenschaft „böser“ oder „deprivilegierter“ Menschen zu verstehen, sondern als allgemeines Ordnungsprinzip „westlicher“ und auch der bundesrepublikanischen Gesellschaft.

Die Normalität rassistischer Diskriminierung formiert Lebensbedingungen, die als prekär und potenziell krisenhaft bezeichnet werden können (Velho 2011):

Die meisten international vorliegenden Studien, die sich auf erlebte rassistische Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen Angehöriger von Minderheiten in westlichen Staaten beziehen, berichten von Effekten für körperliche und psychische Gesundheit, Selbstwert und Verhalten, von Prozessen der Internalisierung, Traumatisierung und Bewältigung, von Diskriminierungserfahrungen als Stressor sowie von Auswirkungen auf Bildungserfolg, Familienbeziehungen, Sozialisation und Identität.

Es wird unter anderem diskutiert, dass Rassismuserfahrungen, die sich durch ihre Permanenz, Vielgestaltigkeit und Widersprüchlichkeit auszeichnen, wie von Exotisierungserfahrungen, über tätliche Gewalt bis hin zu Mord, oder von kulturalisierender Einbeziehung, bis zur Verwehrung von Rechten und Ressourcen, bis hin zu Abschiebung, zu einer Belastung werden können, die nicht mehr konstruktiv bewältigt werden kann. Die Erfahrungen können aufgrund der Permanenz und des sozialen Klimas in dem Erholung unmöglich sein kann, in ihrer Summe, auch wenn es sich nicht um offen gewaltvolle Erfahrungen handelt, zu traumatischen Dynamiken führen.

Ausgrenzungen werden über Zuschreibungen praktiziert und legitimiert. Sie begründen, warum die Anderen anders sind und es legitim ist, sie anders zu behandeln. Rassismuserfahrungen, so könnte man sagen, bilden, sie erschaffen Subjektivität (Mecheril 2006). Rassismuserfahrungen wirken nicht lediglich durch ihren repressiven Gehalt unterdrückerisch. Sie sind ebenso als Kraft zu verstehen, die gewisse Subjektpositionen nach sich ziehen, die wiederum Konsequenzen für Selbstverständnis und Handeln der Betroffenen haben (Mecheril/Velho 2012):

Rassismus wirkt darüber, dass die Anderen jene Zuschreibungen übernehmen, welche die Ausgrenzung legitimierenden; diese werden Teil der Selbstwahrnehmung. Neben dem Prozess, kann es aufgrund von Rassismuserfahrungen auch zu einer Übernahme des Wertmaßstabes kommen, der manchen rassistischen Unterscheidungsformen zugrunde liegt. Wer Diskriminierungserfahrungen macht, kann versuchen, der Diskriminierung zu entkommen, indem er oder sie sich ununterscheidbar macht, was ebenso weitreichende Konsequenzen für Selbstentwürfe, Sexualität und Beziehungsführung hat. Eine Identifikation mit Eigenschaften, Werten oder Lebensweisen, die als Kriterium der Zugehörigkeit zur beispielsweise „deutschen Kultur“ gelten, kann die Folge sein. Bemühungen sich äußerlich dem weißen deutschen Schönheitsideal anzupassen, jedes Verhalten zu vermeiden, das als „fremd“ definiert werden könnte, zum christlichen Glauben überzutre-





ten, rassistische Stereotype gegen Andere zu richten oder Kontakt zu anderen rassistische Diskriminierten abzulehnen und lediglich Freundschaft und sexuelle Beziehungen zu weißen Deutschen zu pflegen – all das können Versuche sein, über selbstassimilative Praktiken Zugehörigkeit zu erreichen und Diskriminierung zu vermeiden.

Angesichts der massiven Auswirkungen von Rassismuserfahrungen und nach aller Kritik an bestimmten interkulturellen Ansätzen möchte ich nun zum Abschluss kurz in Anlehnung an Hans-Christoph Koller eine Perspektive vorschlagen, nämlich die der transformatorischen Bildungsprozesse. Es geht um Prozesse der Erfahrung sowohl für beruflich Tätige, als auch für die Adressat\_innen unserer Arbeit, aus dem ein Subjekt verändert hervorgeht; Prozesse in dem sich die bisherige Sicht verändert und der Modus der Informationsverarbeitung ein anderer wird (Koller 2012, 15).

Wenden wir uns kurz beispielhaft antimuslimischem Rassismus zu, der maßgeblich auf die Geschlechterfrage rekurriert, der neben möglichen familiären Einflüssen maßgeblich auf die Selbstbilder der betreffenden Jugendlichen wirken kann, dahingehend, dass entsprechende Geschlechtsrollen-Zuschreibungen übernommen werden.

Das gesellschaftlich hergestellte diskursive Wissen über „die Muslime und ihre Kultur“ kann zudem unsere professionelle Sicht auf andere Hintergründe verbauen: zum Beispiel auf die Tatsache, dass die, die als Jungs und islamisch verortet werden und als Täterfiguren gelten, womöglich Benachteiligungen und sexualisierte Gewalt erfahren haben, dass sich durch die gesellschaftliche Verweigerung einer anerkannten Männlichkeit und der Reduzierung auf den Körper Männlichkeitskonstruktionen und Rassismuserfahrungen verschränken (vgl. Spindler 2006). Oder:

Antiislamische Diskurse zeigen ihre Wirkung in einer Weise, dass wir womöglich nicht wahrnehmen, in welcher Form als muslimisch geltende Frauen selbstbewusst und handlungsmächtig ihre Sexualität und Beziehungen leben, oder, dass ihre Problematik eher eine des Aufenthaltsrechts ist, das sie und die Kinder an eine gewalttätige Beziehung bindet, als nur die Tradition.

Wenn wir berufliches Handeln im Sinne einer Menschenrechtsprofession als Ausgangspunkt wählen, dann ist unser Ziel machtvolle Verhältnisse, von denen Rassismus nur eines ist, durch unsere berufliche Praxis nicht fortzusetzen, sondern durch unser Handeln Prozesse der Transformation zu fördern.

Wir nehmen eine paradoxe Haltung ein, die des reflexiven Wissens und Nicht-Wissens. Wir wissen, dass es multiple soziale, institutionalisierte und alltäglich praktizierte Ungleichheiten gibt, und auch mögliche kulturelle und individuelle Differenzen, die für die Befindlichkeit von Adressat\_innen unserer Arbeit relevant sind. Wir wissen auch, dass sich diese Ungleichheiten wiederum in unseren Institutionen fortsetzen können und ebenso, dass wir hier selbstreflexiv unsere eigenen Wahrnehmungs- und Handlungsmuster hinterfragen müssen, um offen für unser Gegenüber zu sein.

Denn - wir wissen eben nicht, wer sich uns gegenüber befindet; hier gilt das Prinzip der Subjektorientierung, der Anerkennung der Subjektivität des Gegenübers.

Auf dieser Basis des reflexiven Wissens und Nicht-Wissens, einer gesellschaftskritischen und selbstreflexiven beruflichen Praxis, können in diesem Sinne transformatorische Bildungsprozesse (Koller 2012) entstehen, die Menschen, die Rassismuserfahrungen machen, ermöglichen die eigene Involvierung in rassistische Verhältnisse zu begreifen, so die Übernahme rassistischer Fremdbilder oder Versuche der Selbst-Angleichung zu hinterfragen, zu verändern und die Rück-Bindung an Traditionalismen zu überwinden.

Transformationen der Welt- und Selbstverhältnisse im Kontext von Rassismuserfahrungen haben Effekte auf Einzelne, aber auch gesamtgesellschaftlich, denn sie regen dazu an kritisch und widerständig zu agieren, sowohl gegenüber Alltagsrassismus, als auch sich für die gerechtere Verteilung von Ressourcen und dem Zugang zu Rechten und dem Abbau institutioneller und struktureller Ungleichheit einzusetzen. ■

## Literatur

Koller, Hans-Christoph (2012): *Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse*, Stuttgart: W. Kohlhammer.

Mecheril, Paul (2005): *Das Besondere ist das Allgemeine. Überlegungen zur Befremdung des „Interkulturellen“*, in: Badawia, Tarek et al. (Hrsg.): *Das Soziale gestalten. Über Mögliches und unmögliches der Sozialpädagogik und Sozialarbeit*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 311-326.

Mecheril, Paul (2006): *Das un-mögliche Subjekt. Ein Blick durch die erkenntnistheoretische Brille der Cultural Studies*, in: Keupp, Heiner/Hohl, Joachim (Hrsg.): *Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne*, Bielefeld: transcript, 119-141.

Mecheril, Paul et al. (2010): *Migrationspädagogik*, Weinheim: Beltz Verlag.

Mecheril, Paul / Melter, Claus (2010): *Gewöhnliche Unterscheidungen. Wege aus dem Rassismus*, in: Mecheril Paul et al. (2010): *Migrationspädagogik*, Weinheim: Beltz Verlag, S. 150-178.

Mecheril, Paul / Velho Astride (2012): *Trauma, Verstrickung, Stärke. Rassistisch markierte Selbsterfahrung*, in: Heise Thomas/ Özkan Ibrahim/Golsahabi Solmaz (Hrsg.): *Integration, Identität, Gesundheit, Das transkulturelle Psychoforum*, Bd. 19, 2012.

Spindler, Annette (2006): *Männlichkeit, Rassismus und Kriminalisierung im Alltag jugendlicher Migranten*, Münster: Unrast Verlag.

Velho, Astride (2011): *Auswirkungen von Rassismuserfahrungen auf die Gesundheit, das Befinden und die Subjektivität. Ansätze für eine reflexive Berufspraxis*, in: Landeshauptstadt München, Direktorium, Antidiskriminierungsstelle für Menschen mit Migrationshintergrund AMIGRA (Hrsg.), *Alltagsrassismus und rassistische Diskriminierung, Dokumentation der Fachtagung vom 12.10.10*, [www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Amigra/Publikationen.html](http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Amigra/Publikationen.html), 30.07.2013.

### Dipl. Psych. Astride Velho

ist Erzieherin und Psychologin und hat in München im Flüchtlings- und Migrationssozialbereich gearbeitet. Sie promoviert als Stipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung zu den Auswirkungen von Rassismuserfahrungen auf Subjektivität und seelische Gesundheit und den Implikationen für pädagogische und psychosoziale Praxis. Zudem veröffentlicht und unterrichtet sie zu diesen Themen.

## Interkulturelle Arbeit bei Açılım e.V. – Präventive Arbeit mit Migrantenfamilien

### Input von Serdar Yolcu

Die Projektidee basiert auf den Ergebnissen der sogenannten Pfeiffer-Studie, die inzwischen zum 3. Mal in Folge die Jugendgewalt durch Schülerbefragungen in mehreren Großstädten, u.a. auch in München, untersucht hat. Diese Studie stellte fest, dass türkische Jugendliche überproportional als Täter auffällig werden. Als eine der wichtigsten Ursachen wurde falsche Erziehung benannt.

Im Laufe der Projektweiterentwicklung zeigte sich die Notwendigkeit Themen wie,

- Erziehungsstile
- Förderung und Unterstützung der Kinder, insbesondere im Vorschulbereich Voraussetzungen für den Schulerfolg
- Probleme des Schulsystems
- Chancengleichheit

in den Vordergrund zu stellen.

Häusliche Gewalt, gewaltfreie Erziehung und Erziehung zu Gewaltfreiheit werden dabei weiter thematisiert.

Seit 2001 arbeitet AÇILIM erfolgreich daran, seine Ziele durch

- Veranstaltungen (Vorträge, Tages- und Wochenendseminare)
- thematische Materialien (Faltblätter, Broschüren)

- Öffentlichkeits- und Informationsarbeit (Website, Newsletter)
- Kontakte zur türkischen Presse sowie zu türkischen Migrantenorganisationen
- Initiierung von Aktivitäten im Sinne der Kinderinteressen (persönliche Gespräche, konkrete Unterstützung)
- Internationale Mutter-Kind Spiel- und Lerngruppen zu erreichen. ■

### Serdar Yolcu

arbeitete seit 2007 in der Jugendfreizeitstätte Treff 21 hauptamtlich als Sozialarbeiter, wo er vor allem als Jungearbeiter und Verantwortlicher für die interkulturelle Arbeit zuständig war. Parallel dazu studierte er an der LMU München Wirtschaftspädagogik und Soziologie. Seinen Abschluss machte er als Diplom Politikwissenschaftler. Serdar Yolcu ist seit 1982 bei der Volkstanzgruppe ELVAN (ehemals Haidhauser Volkstanzgruppe beim AKA e.V.) ehrenamtlich engagiert und leitet die mehrmals preisgekrönte, sozial- und politisch engagierte Volkstanzgruppe seit 1998.



## Sexuelle Selbstbestimmung in Institutionen fördern

„Wir brauchen sexuelle Kulturen in Institutionen, in denen Differenzen anerkannt und gleichzeitig gegen Diskriminierung vorgegangen wird. Institutionen müssen ihre Haltung zur Sexualität überdenken, denn eine erfüllte Sexualität bedeutet weitaus mehr als ungewollte Schwangerschaften, sexuell übertragbare Krankheiten oder Schutz vor Übergriffen“. Dieses Resümee zog die pro familia Vorsitzende Prof. Dr. Daphne Hahn aus der Diskussion der pro familia Fachtagung.

Die Arbeitsgruppen hatten übereinstimmend festgestellt, dass das Thema Sexualität in Institutionen selten positiv gesehen, sondern meist mit Problemen oder Gewalt verknüpft wird. Dann sind Organisationen wie pro familia gefragt, um zu unterstützen und sexuelle Rechte in den Vordergrund zu rücken. Kritisiert wurde auch, dass oft nur gewaltpräventive Angebote finanziert werden.

Gleichzeitig wurde in der Diskussion gelobt, dass die Institutionen dazu gelernt hätten und inzwischen nicht erst reagierten, wenn es Vorfälle gebe. Auch in Schulen und Heimen ist mittlerweile angekommen, dass es sexuelle Rechte gibt, stellten die TeilnehmerInnen fest. An diesem Punkt kann pro familia ansetzen und weiter an ihrer Verwirklichung arbeiten.

Wie notwendig das ist, zeigten die Diskussionen in den Arbeitsgruppen.

In Einrichtungen der Alten- und Krankenpflege Sexualität in der Regel nicht gelebt werden. Sie wird als Störfaktor wahrgenommen, passt nicht in den eng strukturierten Arbeitsalltag und wird nur selten als Bestandteil des Lebens der zu pflegende Person anerkannt.

Als besonders wichtig wurde deshalb die Schulung der MitarbeiterInnen von Altenpflegeeinrichtungen angesehen. Betont wurde aber auch, dass in der Öffentlichkeit immer wieder auf eine Enttabuisierung von Sexualität im Alter hingearbeitet werden muss.

Auch Menschen mit Beeinträchtigungen haben Probleme, ihr Recht auf Sexualität zu leben, vor allem, wenn sie in Heimen wohnen. Die Frage, ob bzw. wie sie Sexualität leben können, wird von der Einrichtung oder

den BetreuerInnen entschieden. Die Diskussion in der Themengruppe und im Plenum machte dies sehr deutlich. Betont wurde deshalb die Notwendigkeit, immer wieder auf die sexuellen und reproduktiven Rechte von Menschen mit Behinderungen hinzuweisen und einen offeneren Umgang mit deren sexuellen Wünschen einzufordern.

Die Diskussion der Fachtagung zeigte zudem, dass oft falsch verstandene Fürsorge hinter den Vorbehalten gegenüber den sexuellen Aktivitäten von Menschen mit Behinderung steckten. Wichtig sei deshalb, immer wieder zu betonen, dass jeder das Recht hat, positive und negative Erfahrungen mit Sexualität zu machen. pro familia kann dabei unterstützen, dass dieses Recht anerkannt und umgesetzt wird.

Ein weiteres Fazit der Abschlussdiskussion war, dass in der aktuellen gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Sexualität die Forderung nach Verhinderung von Gewalt im Vordergrund steht. Dies führt aber dazu, dass Angebote der sexuellen Bildung meist von Gesundheits- und Kontrollgedanken geprägt sind. Die Aufgabe von pro familia ist deshalb, weiterhin dafür zu werben, dass die Förderung sexueller Selbstbestimmung gewaltpräventiv wirkt. Denn das Wissen über die eigenen Rechte befähigt dazu, diese Rechte wahrnehmen und einfordern zu können.

Dieser Rechteansatz hat in der pro familia Sexualpädagogik längst Eingang gefunden: In Gruppenveranstaltungen mit SchülerInnen werden Themen wie z.B. Schwangerschaftsverhütung, Schutz vor sexuellen Krankheiten und sexuelle Übergriffe nicht als Probleme angesprochen. Statt dessen geht es darum, über Rechte aufzuklären und Haltungen zu vermitteln, die selbstbestimmte Sexualität in den Mittelpunkt rücken. Dies bedeutet selbstverständlich auch, Aussagen und Sichtweisen von Jugendlichen zu hinterfragen und zur Diskussion zu stellen.

Ziel sexueller Bildung, wie pro familia sie versteht, ist, eine Haltung zu fördern, in der Sexualität als Bereicherung angesehen wird und als Lebensbereich, der auf vielfältige Weise gestaltet werden kann. ■

TeilnehmerInnen

## Referentinnen und Referenten, TeilnehmerInnen der Abschlussdiskussion

Irmgard Badura, Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für die Belange von Menschen mit Behinderung

Ingrid Berger, Dipl. Päd., Leiterin des Integrationszentrums für Menschen mit Autismus, MAut

Dr. Antke Engel, Leiterin des „Instituts für Queer Theorie“ mit Sitz in Hamburg und Berlin

Prof. Dr. Daphne Hahn, Vorsitzende des pro familia Bundesverbands, Professorin für Gesundheitswissenschaften und empirische Sozialforschung an der Hochschule Fulda am Fachbereich Pflege und Gesundheit.

Christiane Howe, Dipl. Soz., bis Mai 2013 stellvertretende Bundesvorsitzende von pro familia

Sebastian Kempf, Dipl. Sozialpädagoge, Sexualpädagoge bei pro familia München

Dr. Swantje Köbsell, Koordinatorin der Arbeitsgemeinschaft „Disability Studies in Deutschland - Wir forschen selbst“ und Lektorin an der Universität Bremen im Lehrgebiet „Inklusive Pädagogik“

Jerzy Montag, rechtspolitischer Sprecher der Bundestagsfraktion von Bündnis 90/DIE GRÜNEN.

Gregor Prüfer, M.A., Dipl. Soz.- Päd., Mitarbeiter am Pädagogischen Institut in München, zuständig für Genderpädagogik und Jungenförderung.

Annemarie Rufer, Vorsitzende des pro familia Landesverbands Bayern und Sozialpädagogin mit langjähriger Berufspraxis in der Jugendarbeit

Prof. Dr. Uwe Sielert, Professor für Sozialpädagogik an der Universität Kiel, Leiter des Instituts für Pädagogik

Anke von Skerst, Psychologin B.A., Dozentin an einer internationalen Hochschule und Kommunikationstrainerin.

Astride Velho, Dipl. Psych. und Erzieherin, Schwerpunkt Flüchtlings- und Migrationssozialarbeit

Christa Wanzeck-Sielert, Dipl. Päd., Vorsitzende des pro familia Landesverbands Schleswig-Holstein, Supervisorin und Lehrsupervisorin (DGSv)

Silke Wendland, Dipl.-Pädagogin und Dipl.-Theologin, Leiterin des Fachbereichs „Sexualität und Älterwerden“ beim pro familia Landesverband Niedersachsen in Hannover

Andrea Wering, examinierte Altenpflegerin und Pflege- und Gesundheitsmanagerin B.A. sowie Pflegedienstleiterin bei der Comfort Pflege Ostviertel Münster

Serdar Yolcu, Sozialarbeiter in der interkulturellen Jugendarbeit und Diplom-Politikwissenschaftler



**Vorstand**

Prof. Dr.  
Daphne Hahn  
Bundesvorsitzende



Annemarie Rufer  
Vorsitzende  
pro familia  
LV Bayern



**ReferentInnen**

Prof. Dr.  
Uwe Sielert



Dr. Antke Engel



**Moderatorin**

Anke von Skerst



**ExpertInnen**

Dr. Swantje Köbsell,  
Astride Velho,  
Gregor Prüfer,  
Silke Wendland



## Programm

# Fachtagung Sexuelle Kulturen – Sexuelle Bildung in Institutionen

10.00 Uhr

### **Begrüßung, Einführung in das Tagungsthema**

Annemarie Rufer, pro familia Vorsitzende des LV Bayern; Prof. Dr. Daphne Hahn,  
pro familia Bundesvorsitzende

### **Grußworte**

Irmgard Badura, Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung  
für die Belange von Menschen mit Behinderung  
Jerzy Montag, MdB, München

10.30 Uhr

### Vortrag: **Sexuelle Kultur – Sexuelle Bildung in Institutionen**

Prof. Dr. Uwe Sielert, Universität Kiel

11.30 Uhr

### Vortrag: **Queerversity und die Strategie der VerUneindeutigung. Sexuelle Vielfalt als Prinzip für die Arbeit in Institutionen**

Dr. Antke Engel, Institut für Queer Theory, Berlin

11.35 Uhr

### **Zum Verhältnis von Prävention und rechtebasierter Sexualpädagogik**

Irene Böhm, Projektkoordinatorin Ziggy zeigt Zähne  
pro familia Brandenburg, Potsdam

Diskussion

13.30 Uhr

### **Themengruppen**

Theorie und Praxis der Umsetzung von sexueller Bildung/ Kultur  
in ausgewählten Institutionen

#### **1. Schule**

Dialog-Impuls: Georg Prüfer, Pädagogisches Institut München,

#### **2. Alten-/Krankenpflege**

Dialog-Impuls: Silke Wendland, pro familia Niedersachsen;  
Judith Weighardt, Leitung Altenpflegeheim Haus am Wiesenweg, München

#### **3. Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen**

Dialog-Impuls: Ingrid Berger, Maut – Integrationszentrum für Menschen  
mit Autismus, München

#### **4. Beratungsstellen**

Dialog-Impuls: Serdar Yolcu, Acilim e.V. – Präventive Arbeit mit  
Migrantenfamilien, München  
Dipl. Psych. Astride Velho, PhD. Univ. Oldenburg

16.30 Uhr

ExpertInnen diskutieren:

**„Wie Sexualität den Alltag von Institutionen prägt und wie pro familia sich dazu einbringen kann“**

17.30 Uhr

### **Resümee**







---

[www.profamilia.de/Publikationen](http://www.profamilia.de/Publikationen)

